GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

## Geheimbund der Vampire

BASTEI LÜBBE

Die große Horror-Serie von Jason Dark

# Geheimbund der Vampire

## John Sinclair Taschenbuch Nr. 29

*von Jason Dark*

*erschienen am 09.08.1983*

*Titelbild von Vicente Ballestar*

Bastei Verlag

# Geheimbund der Vampire

**Überall in Europa tauchten drei geheimnisvolle Buchstaben auf. Was verbarg sich dahinter? Niemand kannte deren Bedeutung. Nur die Menschen, die in seinen Bann gerieten, wußten Bescheid. Doch sie konnten nichts mehr sagen. Uns führte die geheimnisvolle Spur von London nach Rumänien. Und dort, in einer uralten, zerfallenen Burg, kamen wir der Lösung des Rätsels auf die Spur. Zu der Zeit hatten die Vampire bereits ein Todesurteil über uns gesprochen…**

Giftgrüne Schwefel wölken umwallten ihn und tanzten einen gespenstischen Reigen. Aus dem Nichts zuckten die Blitze wie kräftig geworfene Pfeile, stießen hinein in den atemberaubenden Dampf und rissen ihn in Fetzen.

Immer wenn dies geschah, war für den Bruchteil einer Sekunde eine düstere Gestalt zu sehen, die auf einem Thron aus Menschenknochen saß. Es war der Spuk!

Er hatte gerufen, und alle wollten kommen. Es gab etwas zu bereden, was selbst der Spuk, Herrscher im Reich der Schatten, nicht allein entscheiden konnte. In der letzten Zeit hatten sich die Kräfte innerhalb des gewaltigen Dämonenreichs verschoben und verändert. Es war für die alteingesessenen Dämonen und deren Hilfskräfte zu gefährlichen Umwälzungen gekommen, denen man nicht mehr tatenlos zusehen konnte. Deshalb diese Konferenz.

Abermals schossen Blitze aus dem Nichts. Diesmal blieben sie in den griftgrünen Wolken stecken, veränderten sich, drehten plötzlich Spiralen, die sich schließlich zu einer tanzenden Figur vereinigten und die grünen Wolken genau dort aufrissen, wo sie stand.

Der Gehörnte kam!

»Gib dir keine Mühe«, drang eine dumpfe Stimme von dort, wo die unheimliche Gestalt des Spuks hockte. »Ich weiß, daß du es bist, Asmodis. Zudem kannst du mich mit solchen Kinkerlitzchen nicht beeinflussen.«

Aus der Wolke drang ein so gellendes Gelächter, wie es nur der Teufel ausstoßen konnte. Wind fauchte von unten her in die Höhe, quirlte die Wolke zuerst durcheinander und scheuchte sie dann davon. Vor dem Thron stand der Teufel!

Widerlich anzusehen. Sein abstoßendes Dreiecksgesicht mit den Hörnern auf der Stirn war zu einem häßlichen Grinsen verzogen, das Maul weit geöffnet, und in den Augen lag ein kaltes gelbes Leuchten. Seine Gestalt war eingehüllt in einen giftgrünen Umhang der so um

den Körper geschlungen war, daß er die linke Schulter verdeckte, und nur die rechte freiließ, wo ein dunkles Fell sproß.

»Du bist pünktlich!« stellte der Spuk fest. Seine Stimme drang aus der absoluten Schwärze, die sich auf dem Knochenstuhl ausbreitete und in etwa die Form eines in die Länge gezogenen Sacks aufwies.

Asmodis, Herr der Hölle, deutete eine Verbeugung an. »Das bin ich immer, wie du weißt.«

»Dann warten wir auf die anderen.«

»Wen hast du alles herbestellt?«

»Das wirst du schon sehen!«

Der Satan explodierte fast vor Wut. Aus seinen Klauen sprühten grüne Blitze, rissen den Boden auf, so daß träge Dämpfe nach oben stiegen und seine Gestalt umhüllten. »So lasse ich nicht mit mir reden, Spuk. Vergiß niemals, daß ich der Herr der Hölle bin.«

»Ja, das weiß ich. Ich habe aber auch nicht vergessen, wie dumm du dich in letzter Zeit angestellt hast. Du, Asmodis, hast kaum an Boden gewonnen.«

»Nein?«

»Wie ich es dir sagte.«

»Dann irrst du dich gewaltig Spuk. Ich habe sogar sehr an Boden gewonnen. Auf der Erde glaubt man wieder an mich. Der Satan ist aktiv geworden, und er wird noch weiter…«

»Halt dein Maul. Wärst du es wirklich und wärst du so mächtig dann hätte ich das heute nicht gebraucht.«

»Was?«

»Die Konferenz.«

»Geht es um Sinclair?«

»Nein. Er ist in diesem Geschäft zweitrangig geworden. Ich sehe andere Gefahren.«

»Welche?«

»Warte es ab!«

Solche Antworten konnte der Satan überhaupt nicht vertragen. Er zuckte zusammen, als hätte er körperliche Hiebe bekommen. Seine gesamte Gestalt glühte im roten Feuer der Wut. Dieses Glühen pflanzte sich soweit fort, daß es auch den Knochenthron sowie den Spuk ergriff, der im Augenblick nicht dazu kam, eine Gegenmaßnahme aufzubauen, so daß für Sekunden seine wahre Gestalt zu sehen war. Ein grünes schuppiges Monstrum. Abstoßend in seiner Häßlichkeit, ohne Gesicht, mit mörderischen Pranken versehen und Augen, die auf diesem kopfähnlichen Gegenstand klebten.

Einen Lidschlag später war das Bild auch schon verschwunden. Die wallende schwarze Gestalt hockte wieder auf dem Thron aus bleichen Knochen, und der Teufel lachte.

»Jetzt hätte ich dich packen können!« schrie er nach diesem Lachen.

»Eiskalt, und du hättest nichts dagegen getan. Glaub mir. In deiner wahren Gestalt bist du verletzbar. Daran solltest du immer denken und mir den Respekt erweisen, der mir zusteht.«

Die Antwort drang aus der Schwärze. »Es ist schade, daß uns dies nicht zu einem anderen Zeitpunkt passiert ist. Heute lasse ich es so, wie es ist. Aber hüte dich, mich noch einmal so anzugreifen, ich werde Gegenmaßnahmen ergreifen, und auch Lucifer, der oberste Dämon überhaupt, wird dir nicht helfen können.«

Asmodis winkte mit seiner fellbesetzten Pranke ab. »Darüber lache ich nur. Ich habe mir mein Reich aufgebaut und werde es weiter ausbauen. Das wollen wir sehen…«

»Darum sind wir hier.«

»Aber nur wir beide!«

»Nein, Asmodis, ich bin auch dabei!«

Der Satan flirrte herum. Aus seinen Augen wurden glühende Kugeln, und er starrte auf die Frau, die ihm plötzlich gegenüberstand und sich artig verneigte.

»Wikka!« zischte Asmodis.

»Ja, auch sie ist gekommen!« sagte der Spuk »Ich hatte sie ebenfalls eingeladen.«

»Warum?«

»Weil ich sie brauche.«

»Und wen noch?«

Der Spuk gab keine Antwort. Er interessierte sich jetzt für Wikka, die nähertrat und dicht vor seinem Thron stehenblieb. Sie war ein Wesen, daß fast menschlich aussah. Jedenfalls besaß sie einen wohlgeformten fraulichen Körper, der durch das dünne Gewebe ihres Gewandes schimmerte und lockte. Ihr Haar war dunkel. Ein Mittelscheitel teilte es, so daß es zu beiden Seiten des Gesichts bis auf die Schultern fiel. Es machte das immer blaß wirkende Gesicht schmaler, bis auf die Stirn, denn aus ihr wuchsen jeweils über den Augen zwei Schlangen. Kleine grüne Biester, die sich bewegten, vorschnellten, zurückzuckten, dabei die Mäuler öffneten und die roten, gespaltenen Zungen hervorstießen. Magische Schlangen, die jeden Menschen in ihren Bann ziehen konnten, nur nicht den Teufel.

Er war Wikkas Herr. Dabei konnte sich der Satan voll auf sie verlassen, und er hatte sich mit ihr tatsächlich eine große Verbündete geschaffen, denn sie war die oberste aller Hexen auf der Welt. Wenigstens bildete sie sich das ein.

»Jetzt sind wir schon zu zweit«, erklärte Asmodis süffisant grinsend, wobei sein Gesicht eine häßlichere Form annahm.

»Vergiß es, die andere Sache ist wichtiger«, erklärte der Spuk völlig emotionslos.

»Welche denn?«

»Wir erwarten noch einen Gast«, erwiderte der Spuk ungerührt. »Danach können wir alles bereden.«

Wütend stampfte der Teufel mit dem Fuß auf. Im Boden grollte es. Abermals stieg Dampf hoch. Als wäre dies das Zeichen gewesen,

begann die Luft im Hintergrund plötzlich für einen Moment zu flimmern, und dann malte sich dort, wie auf einer Leinwand stehend, eine Gestalt ab.

Abermals eine Frau.

Ganz in Leder war sie gekleidet; ihr Haar war ebenso lang und so schwarz wie das der Wikka. Lässig hatte sie über einer Schulter die Maschinenpistole hängen, und in ihrer Hand trug sie einen Würfel, dessen Seiten milchig weiß schimmerten.

Es war ihre stärkste Waffe, der Würfel des Unheils.

»Komm näher, Lady X«, sagte der Spuk »denn auf dich haben wir gewartet.«

Asmodis begann meckernd und gleichzeitig grollend zu lachen. »Auf sie?« höhnte er. »Das darf doch nicht wahr sein? Was will sie denn hier bei uns?«

»Vielleicht mehr als du«, entgegnete der Spuk ungerührt. »Ich würde sie nicht unterschätzen.«

»Aber sie hat die Mordliga zerstört!«

»Warst du es nicht, dem sie aus der Kontrolle geglitten ist? Du konntest Dr. Tod doch nicht in seine Schranken weisen, Asmodis. Muß ich dich daran erinnern?«

»Ach, ich…«

»Sind wir hergekommen, um uns zu streiten?« erkundigte sich Wikka mit leiser Stimme.

»Nein, das sind wir nicht«, erwiderte der Spuk »Ich habe einen anderen Grund gehabt, um euch zusammenzurufen.«

Lady X war jetzt nähergetreten und hatte sich zu den anderen gesellt. So standen sie nebeneinander und schauten dorthin, wo sich auf dem Knochenthron die dunkle Masse bewegte.

»Rede!« forderte Asmodis.

»Sicher werde ich sprechen. Was ich euch jetzt sage, kann für unser gesamtes schwarzmagisches Imperium von zukunftsweisender

Bedeutung sein. Deshalb hört genau zu…«

***

Ich hob meinen rechten Arm, streckte den Zeigefinger aus und zeichnete einen Kreis in die Luft.

»Was soll das bedeuten?« fragte mein Freund und Kollege Suko, der neben mir stand und mißtrauisch auf den Finger schielte.

»Daß du diesen Schuppen von der Rückseite betrittst.«

»Immer ich«, maulte er.

»Wer sonst?«

»Du, zum Beispiel.«

»Nein, mein Lieber. Wenn du in diese Kaschemme durch die Vordertür gehst, bekommen die anderen Angst und laufen weg.«

»Bei dir nicht?« fragte Suko.

»Nicht so schnell«

Wir grinsten beide. Suko nickte schließlich, schaute auf seine Uhr und sagte: »Warte aber noch fünf Minuten, ich muß mir das Gelände da erst einmal ansehen.«

»Geht in Ordnung.«

Mein Partner verschwand. Ich blieb in Deckung der Plakatsäule und wartete die Zeit ab. Eigentlich hätte ich ja auch im Bett liegen können, aber da war man so blöd und schlug sich die halbe Nacht um die Ohren, nur um einer Spur nachzugehen, die vielleicht keine war. Ich will das Problem aber von Beginn an erklären. Es gab ja zahlreiche dämonische Gegner, die uns an den Kragen wollten. Zu ihnen gehörte der Teufel mit seinen Schergen, der Spuk kam hinzu, die Mordliga mit Lady X an der Spitze, die Großen Alten und andere. Also Feinde genug die es auf uns abgesehen hatten.

Nun waren Suko und ich keine Privatleute im Kampf gegen die Mächte der Finsternis, sondern Männer, die für eine der besten Polizeiorganisationen der Welt arbeiteten - nämlich Scotland Yard. Die modernsten Fahndungsmethoden dieser Polizeitruppe standen

uns zur Verfügung, das heißt, die Elektronik.

Computer gegen Magie!

Wir hatten natürlich alle Daten und alles Wissenswerte in die Rechner eingegeben, und die waren mit den Anlagen der Geheimdienste verbunden. Das hieß, beide Zentralcomputer besaßen die Daten und Beschreibungen unserer Gegner.

Da gab es vor allen Dingen drei Frauen, die uns Sorgen bereiteten. Wikka, die oberste aller Hexen, Jane Collins, ihre erste Dienerin, und auch die Anführerin der Mordliga, Lady X.

Die drei gehörten nicht zu den schwarzmagischen Wesen, die sich im Hintergrund oder anderen Dimensionen versteckt hielten, sondern sich oftmals unter Menschen mischten, um ihre schrecklichen Taten vorzubereiten. Da wir auch nicht überall sein konnten, lief aus diesem Grunde eine stille, dennoch sehr intensive Fahndung nach ihnen. Das heißt, Agenten, Spitzel, Männer, die für die Polizei im Untergrund arbeiteten, besaßen die Beschreibung der von uns gesuchten Personen. Gleichzeitig hatten sie Order bekommen, auf keinen Fall etwas zu unternehmen, wenn eine der Frauen entdeckt worden war. Dann sollten wir Bescheid bekommen. Vom Aufbau dieses Fahndungsnetzes hatten wir uns erhofft, daß sich irgendwann einmal unsere Gegner innerhalb der Maschen fangen würden und heute schien es soweit zu sein. Wir waren alarmiert worden.

Und zwar von einem Mann, der für den Geheimdienst arbeitete. Er war ein Spitzel, ein Mensch, der gefährlich lebte. Wenn man ihn entdeckte, würde man ihn liquidieren.

Seinen Namen kannte kaum jemand, nur einige Eingeweihte wußten ihn, wir allerdings nicht. Uns war es egal, es kam nur auf den Erfolg an.

Diesmal hatte er dem Geheimdienst einen sehr guten Tip gegeben. Es ging um eine Frau, die er gesehen haben wollte. Schwarzhaarig äußerlich gut anzusehen und ganz in Leder gekleidet. Die

Beschreibung war so treffend, daß es sich nur um eine Person handeln konnte: Pamela Barbara Scott, die ehemalige Terroristin und jetzige Vampirin, die auch Lady X genannt wurde.

Das war Wasser auf unsere Mühlen. Lady X in London - da mußten wir eingreifen.

Der Spitzel wußte noch mehr. Er hatte sie in einer Kneipe getroffen, die in der Szene eine besonderen Ruf hatte, denn hier verkehrten die Exilrumänen.

Es gibt zahlreiche Ostblock-Flüchtlinge, die im Westen eine zweite Heimat gefunden haben London und Paris gehörten zu den Anlaufstellen, und natürlich organisierten sich diese Asylanten in den Städten, um oftmals von diesen Orten aus Maßnahmen gegen die eigene Regierung vorzubereiten. Es waren oft emotionsgeladene Pläne, die da geschmiedet wurden. Attentate, Anschläge. Jedes Gastland hatte natürlich Interesse daran, diese militanten Asylanten unter Kontrolle zu halten. Da waren wir Engländer nicht anders als die Franzosen oder die Deutschen.

Die Asylanten-Kneipe war für mich ein Hinweis, daß sich unser Informant nicht verspekuliert hatte, denn es war leicht, eine Verbindung zwischen Lady X und dem Land Rumänien zu ziehen. Es lag noch nicht lange zurück, da hatte sie in Rumänien Aufsehen erregt, indem sie den Baron von Leppe, einen uralten Vampir, auf ihre Seite ziehen wollte.[1] Zudem interessierte sie sich für das Stammschloß derer von Leppe, doch diesen Plan hatten wir zusammen mit Frantisek Marek, dem Pfähler, vereiteln können. Ich war mir jedoch sicher, daß Lady X keine Ruhe geben würde, und wenn sich der Informant nicht getäuscht hatte, dann versuchte sie tatsächlich, wieder in rumänische Kreise zu gelangen. Rumänien war ja nun das klassische Land dieser alten, gefährlichen Vampire, die tagsüber in ihren Särgen schliefen und erst nachts erwachten.

Ein regelrechtes Horrorland!

Wir hatten immer damit gerechnet, daß die Rumänen-Spur nicht erkalten würde, jetzt war sie sogar heiß geworden, denn ohne Grund trieb sich Lady X nicht in Kneipen herum, wo Exilrumänen verkehrten. Zwar wußte ich, daß es solche Treffpunkte gab, wo die jedoch in London lagen, war mir unbekannt. Diese Kaschemme lag in Holborn, ziemlich versteckt zwischen alten Häusern, die aussahen, als würden sie jeden Augenblick einstürzen.

Es war inzwischen dunkel geworden. Nur wenige Laternen leuchteten in der Nähe. Die Geschäfte in der schmalen Straße zeigten kein typisch englisches Flair, sondern strömten den Geruch des Balkans aus. Es gab hier jugoslawische Restaurants, griechische Geschäfte und Pinten, ein Italiener hatte sich niedergelassen, und die Ungarn waren auch vertreten. Jedes alte Haus zeigte einen anderen Anstrich. Im Sommer spielte sich ein Großteil des Lebens auf der Straße ab, doch jetzt, in dieser kühlen Aprilnacht, waren die Menschen in den Häusern oder Gaststätten geblieben. Nur wenige Passanten zeigten sich auf den Gehsteigen. Sie verschwanden auch sehr bald in den einschlägigen Lokalen. Ich schaute auf meine Uhr und stellte fest, daß die Zeit, die ich Suko gegeben hatte, vorbei war. Nach einem kurzen Rundblick löste ich mich von der Plakatsäule, überquerte die Straße und steuerte die Tür des Lokals an.

Hinter den dicken Glasscheiben wirkte das Licht stumpf. Man hatte dunkle Balken an der Hauswand befestigt, und auch die schmale Eingangstür wurde von diesen Balken eingerahmt. Sie war ziemlich niedrig und ich mußte den Kopf einziehen, als ich das Lokal betrat. Die Klinke funktionierte nicht mehr. Sie hing traurig nach unten. Mit dem Knie drückte ich die Tür auf, ging eine Stufe hinunter, mußte einen Vorhang zur Seite schieben und stand im Lokal.

Vor mir breitete sich eine düstere Höhle aus. Ich hatte das Gefühl, in eine andere Welt zu kommen, denn dieses Lokal hätte auch in Petrila stehen können, wo mein alter Freund Marek, der Pfähler,

lebte. Qualm vernebelte die Sicht. Ich hörte eine schwermütige Melodie durch den Raum klingen, und es gab einige Stimmen, die die Melodie mitsummten. Von mir aus rechts gesehen lag die Theke. Sie war aus den gleichen rohen Holzbalken errichtet wie die unter der Decke. Wo Platz an den Wänden war, hatte der Wirt Bilder aufgehängt, die Motive aus der alten Heimat zeigten.

Tische und Stühle standen im Raum verteilt. Rechts neben mir sah ich eine Tür, die in die Küche führte. Da sie nicht verschlossen war, strömten mir die Gerüche entgegen.

Die Gesichter der Gäste verschwammen im Rauch und wirkten manchmal wie zerfließende, graue Schatten.

Ich sah die meisten nicht. Sie aber hatten mich entdeckt. Zwar summten die Männer weiterhin die Melodie mit, aber es gab genügend Gäste, die sich mir, dem Fremden, zuwandten.

Sie hatten ihre Köpfe gedreht, schauten mich an, und ich sah kein Gefühl auf ihren Gesichtern. Die Menschen blieben stumm. Aus der Küche kam eine Frau. Sie sah verschwitzt aus, trug einen weißen Kittel, der sich um die runden Formen spannte, und sie schleppte ein Tablett, auf dem mehrere gefüllte Teller standen. Daß ich hier nicht willkommen war, brauchte mir erst keiner zu sagen, dies merkte ich an den Blicken, die mir die Gäste zuwarfen. Man hatte mich als Eindringling als Fremden, eingestuft, und man wollte mich nicht unbedingt hierhaben, denn dieses Lokal war eine andere Welt. Ich nahm auch an, der einzige Engländer zu sein, denn die Männer besaßen samt und sonders ein etwas fremdländisches Aussehen.

Langsam schritt ich auf die Theke zu. Hinter ihr stand ein Berg von Mann. Auf seiner Oberlippe wuchs ein so überdimensionaler Schnauzbart, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Das Gesicht war breit, die Augen dunkel; der Blick düster. Auf seinem Kopf saß eine halbrunde, rote Kappe, die Ärmel des hellen Hemds waren bis fast zu zu den Schultern aufgerollt, und mit seinen kräftigen, behaarten

Armen konnte er sicherlich Bäume entwurzeln.

An der Theke blieb ich stehen und holte meine Zigaretten hervor. Ich steckte mir ein Stäbchen zwischen die Lippen und wartete darauf, daß sich der Wirt um mich kümmerte.

Das tat er nicht. Er nahm die ihm zugerufenen Bestellungen der Gäste entgegen und füllte die Schnapsgläser aus den großen Flaschen Bier wurde so gut wie nicht getrunken, es gab auch keine Zapfanlagen, dafür aber zwei Weinfässer, aus denen laufend eingeschenkt wurde. Das besorgte die Frau, die aus der Küche gekommen war. Zwei Minuten vergingen. Bisher hatte der Wirt gearbeitet. Danach hätte er sich um mich kümmern können, doch er ignorierte mich und spülte Gläser. Damit wollte er mir dokumentieren, wie sehr ich in dieser Gastwirtschaft willkommen war.

Das gefiel mir überhaupt nicht. Ich bin zwar nicht pingelig wie man so schön sagt, aber dieses Lokal war nicht nach meinem Geschmack Zudem wurde ich mit Blicken bedacht, die man als feindselig bezeichnen konnte.

Wenn ich darüber nachdachte und all die negativen Punkte addierte, konnte ich zu der Überzeugung gelangen, daß Lady X hier ein ideales Umfeld vorfand.

»Ich hätte gern ein Glas Wein«, sagte ich so laut, daß es auch der Wirt hören konnte.

Er hatte mich auch verstanden, warf mir einen schiefen Blick zu und kümmerte sich ansonsten nicht um mich. Aber ich ließ mich nicht beirren, denn ich hatte das Gefühl, als hätten der Wirt und seine Gäste hier etwas zu verbergen.

»In Rumänien waren die Menschen freundlicher!« hielt ich dem Mann vor. »Sie aber scheinen Ihre Gastfreundschaft in Ihrer Heimat zurückgelassen zu haben.«

Jetzt schaute er mich direkt an. Sein gewaltiger Schnauzbart zuckte.

»Sie kommen aus Rumänien?«

»Ich war zumindest dort.«

»Hat es Ihnen gefallen?«

»Nicht schlecht.«

Der Wirt kniff die Augen zusammen, und ich hatte das Gefühl, etwas Falsches gesagt zu haben. Das Gefühl verstärkte sich in den nächsten Sekunden zur Bedrohung denn hinter mir wurden Stühle gerückt, und einige Gäste erhoben sich von ihren Plätzen, um in meinen Rücken zu gelangen.

So also sah die Sache aus.

Ich warf einen Blick über die Schultern.

Es waren vier kräftige Männer, die hinter mir standen und mich aus kalten Augen anschauten.

Plötzlich verstummte auch die Musik Niemand sprach etwas, und ein lauerndes Abwarten breitete sich aus.

Der dicke Wirt löste sich von seinem Platz. Vor mir blieb er schließlich stehen. Uns trennte nur noch die Breite der Theke.

»Wenn Sie in Rumänien waren, was suchen Sie hier?« fragte er mich.

»Ich wollte ein Glas Wein trinken.«

»So, so«, sagte er in seinem harten Englisch. »Sie wollten ein Glas Wein trinken. Das glaube ich Ihnen nicht.«

»Hätte ich sonst etwas bestellt?«

Er lachte abgehackt.

»Tarnung«, flüsterte er, »alles nur Tarnung.« Dabei beugte er sich weit vor. »Soll ich Ihnen sagen, was Sie hier wollen?«

»Bitte!«

»Spionieren. Sie sind ein mieser, dreckiger Spion, den uns die Machthaber von drüben geschickt haben. Das ist es!«

Nun wußte ich Bescheid. Die Leute hier schienen schlechte Erfahrungen gemacht zu haben. Es war ja bekannt, daß die

Geheimdienste der Heimatländer die Asylanten ausspionierten, und ich wußte auch, daß Menschen, die woanders ihre Heimat gefunden hatten, sehr allergisch auf Spione reagierten. So manche Leiche war schon in der Themse gefunden worden, ohne daß die Polizei je hatte den Mörder finden können.

Plötzlich gefiel es mir hier überhaupt nicht mehr. Vor allen Dingen nicht die vier Männer hinter mir. Der Wirt grinste und schüttelte dabei den Kopf. »Du hättest nicht kommen sollen, Spion.«

»Wer sagt Ihnen, daß ich ein Spion bin?«

»Die Erfahrung.«

»Dann irrt sie sich hier.«

»Nein, wir irren uns nicht. Wir hier alle haben mit unserem ersten Leben Schluß gemacht und wollen nicht mehr daran erinnert werden Ist das klar?«

»Ich verstehe es sogar.«

»Dann kannst du dieses Verständnis auch mit in dein Grab nehmen, du mieser Spion.«

Jetzt hatte er die Katze aus dem Sack gelassen. Ich dachte an die Kerle hinter mir, wollte mich herumdrehen, als ich bereits etwas Kaltes im Nacken spürte.

Eine Messerklinge.

»Wenn du dich rührst, bist du jetzt schon tot«, sagte eine dumpfe Stimme in meinem Rücken.

Ich blieb ruhig stehen und atmete gepreßt aus. »Ihr macht einen Fehler«, erwiderte ich leise.

»Das glaube ich nicht«, erwiderte der Wirt und nickte. Es war das Zeichen für die anderen. Zwei packten meine Arme, eine dritte Hand tastete mich ab, und sie hielt inne, als sie meine Waffe gespürt hatte.

»Eine Pistole!«

Das Gesicht des Wirts verzog sich voller Wut. »Also doch ein verdammter Spion.«

»Nein, ich…«

Da bekam ich einen Hieb gegen den Kopf, der mich nach vorne schleuderte. Damit hatte ich nicht gerechnet, mein Kopf fiel der Theke entgegen, mit der Stirn schlug ich auf und spürte im nächsten Augenblick die harten Finger in meinem Haar.

Der Wirt hatte zugepackt. Er lockerte den Griff nicht, sondern drückte meine Sürn noch fester gegen das Holz. »Wir schneiden dir hier den Hals durch«, vernahm ich sein scharfes Flüstern. »Du verdammter Hund, du…«

»Wer auch nur den Versuch macht, bekommt von mir eine Kugel!«

***

Jeder hörte die Stimme. Für mich war sie schöner und klangvoller als der herrlichste Engelgesang denn Suko hatte gesprochen. Von allen anderen ungesehen, war es ihm gelungen, die Kneipe durch die Hintertür zu betreten.

Ich aber merkte, wie der Kerl, der mir das Messer gegen den Hals preßte, zitterte und ich als Folge davon einen ziehenden Schmerz verspürte, als die Klinge in meine Haut schnitt.

»Weg habe ich gesagt!«

Endlich löste sich der Druck. Auch die Hand des Wirts verschwand aus meinem Haar.

Ich kam wieder hoch, zog sofort meine Beretta und ließ die Leute in die Mündung schauen.

Der Kerl mit dem Messer stierte auf die Klinge. An einer Stelle war sie von meinem Blut gerötet. Ich fühlte es auch warm in meinem Nacken rinnen, wobei das Blut vom Hemdkragen aufgefangen wurde. Der Messerheld war fahl geworden. Er sah auch meine Beretta, während Suko im Hintergrund lauerte und die anderen in Schach hielt.

»Wirf das Messer weg!« flüsterte ich.

Er ließ es fallen. Es fiel so, daß es mit der Spitze dicht neben

seinem Fuß in den Holzbohlen steckenblieb. Der Griff zitterte noch nach. Suko kam näher. An einem Ende der Theke bleib er stehen und zielte auf den Wirt. »Hatten Sie nicht etwas von Spionen gesagt?« fragte er fast freundlich. Der dicke Rumäne nickte.

Suko griff in die Tasche, holte seinen Ausweis hervor und schleuderte ihn auf den Tresen »Lesen Sie!«

Der Wirt nahm den Ausweis an sich, hielt ihn gegen sein Gesicht und bekam große Augen »Polizei!« hauchte er.

»Lauter!« befahl Suko. »Alle sollen es hören!«

»Die sind von der Polizei!« rief der Wirt, »Scotland Yard sogar.«

»Richtig«, übernahm ich das Wort und ließ meine Beretta wieder verschwinden, wobei ich bemerkte, daß der Messerheld aufatmete. »Wir sind von der Polizei, und ich werde mir überlegen, ob ich Anzeige erstatten soll, denn wie Sie hier reagieren, das ist nicht die feine Art. Behandeln Sie jeden fremden Gast auf diese Art und Weise?« wandte ich mich an den Wirt.

Er verzog das Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen. »Nein, aber Sie müssen uns verstehen…«

»Bei Mord und Morddrohungen hört das Verständnis auf. Klar?«

»Sicher. Nur sind wir wirklich oft bespitzelt worden, und es hat auch schon Tote gegeben.«

»Das ist ein Problem, für das wir uns momentan nicht interessieren Mir geht es um etwas anderes, um eine Frau, die hier gesehen worden ist.«

»Wie?«

Ich winkte ab. »Tun Sie nicht so harmlos. Wenn die Frau hier gewesen ist, müssen Sie sich an sie erinnern, denn ich sehe in diesem Lokal ausschließlich männliche Gäste. Eine Frau fällt also doch stärker auf, als ein angeblicher Spion.«

Der Wirt hob die Schultern. Er wollte wohl etwas gutmachen, denn er fragte nach dem Namen.

»Sie ist Engländerin«, erklärte ich, »und heißt Scott. Pamela Barbara Scott.«

»Kennen wir nicht.«

»Moment«, sagte ich und gab eine Beschreibung.

Während meiner Worte bemerkte ich das Zusammenzucken des Wirts. Er hatte Lady X also gesehen. Ein Vorteil für uns. Mit Lügen würde er bei mir nicht mehr durchkommen. Trotzdem sagte er: »Die habe ich nie hier gesehen.«

Ich runzelte die Augenbrauen. Allmählich nervten mich diese Knaben. Nicht allein, daß sie diesen Mordversuch unternommen hatten, nein, jetzt wollten sie uns auch noch reinlegen.

So schnell wie meine Faust vorschoß, kam er gar nicht weg. Plötzlich griffen meine Finger zu, packten den Kragen des schmuddeligen Hemds und drehten ihn zusammen.

Viel war da nicht zu drehen, denn der Hals bestand fast nur aus Speck, und der Stoff spannte sich. »Ich könnte bereit sein, den Mordversuch zu vergessen!« zischte ich ihm zu, »wenn du dein Maul aufmachst, Dicker. Diese Frau war hier, das weiß ich, und ich will von dir wissen, was sie hier wollte.«

Der Wirt holte röchelnd Luft und verdrehte die Augen. Schweiß bildete sich auf seiner Stirn, ich roch seinen Knoblauchatem und wich trotz dieser »Folter« nicht zurück »Rede!«

»Ich… ich… man bringt dich um…«

»Wer?«

Er verzog das Gesicht, als wollte er weinen, aber ich bekam nichts aus ihm heraus. Zu tief steckte die Angst. Wenn Lady X hier gewesen war, hatte sie mit ihren Drohungen dafür gesorgt, daß er stumm blieb. Und zwingen konnte ich den Mann nicht.

Ich ließ ihn los. Mit dem Rücken prallte er gegen das Schnapsregal hinter dem Tresen, hob den Arm, gleichzeitig auch in einer um Verständnis bittenden Geste die Schultern und wischte sich mit dem

Ärmel den Schweiß aus dem Gesicht. »Sie war ein Vampir, nicht?« fragte ich.

Seine Augen rollten plötzlich in den Höhlen, und er bewegte nickend den Kopf, während hinter mir einige Leute scharf die Luft ausstießen. Ich wandte mich um.

Die Gesichter der Männer waren ängstlich verkniffen. Sie alle stammten aus Rumänien, dem klassischen Vampirland, und sie wußten, wie gefährlich die Blutsauger waren. Vielleicht gab es einige unter ihnen, die bereits schlechte Erfahrungen mit diesen Bestien gemacht hatten Ich konnte ihnen diese Angst nicht einmal verdenken.

Aus dem Hintergrund löste sich ein alter Mann. Er trug einen offenen Staubmantel, ging gebeugt, und sein graues Haar hing zu beiden Seiten des Kopfes strähnig nach unten. Die anderen schufen eine Gasse, damit er hindurchgehen konnte.

Vor mir blieb er stehen. Dabei schielte er auch zu Suko hinüber, bevor er seinen schmallippigen Mund öffnete. »Ja, sie war ein Vampir, Mister«, berichtete er mit einer rauhen Stimme, die mir einen Schauer über den Rücken jagte. »Sogar ein sehr gefährlicher Vampir. Der Fluch unserer Heimat verfolgt uns bis in die Fremde…«

»Was wollte sie?«

»Nichts von uns, sondern von Kovacz.«

»Wer ist das?«

»Einer der unserigen. Er lebt nicht weit von hier. Gehen Sie nach rechts! Das zweite Haus, dort lebt er unter dem Dach.«

»Danke«, sagte ich. »Sie wissen nicht, was sie von diesem Kovacz wollte?«

»Nein« Er schüttelte hastig den Kopf. »Sie sagte nur, daß es jetzt soweit ist.«

Mehr erfuhren wir auch nicht, als wir nachhakten. Die Männer gaben sich verschlossen.

Was hatte der Alte noch gesagt? Der Fluch unserer Heimat. Da konnte er recht haben. Und was war soweit? Verfolgte Lady X einen bestimmten Plan, den sie mit Hilfe dieser Exilrumänen verwirklichen wollte? Darauf deuteten die Aussagen hin.

Wir verließen die Gaststätte, und niemand trauerte uns nach, das sahen wir den Blicken an.

Draußen atmete ich die kühle Nachluft ein und preßte mir ein Taschentuch in die Nackenwunde. »Habe ich mich eigentlich schon bei dir bedankt, Suko?«

Mein Partner winkte ab. »Laß es! Suchen wir lieber das Haus, wo dieser Kovacz stecken soll.«

Wir gingen nach rechts. Dabei passierten wir noch das Lokal. Hinter den Scheiben sahen wir schemenhaft die Gesichter der Gäste. Sie waren froh, uns nicht mehr da zu haben.

»Dann hatte der Spitzel recht gehabt«, murmelte Suko. »Was eine Fahndung doch alles ausmachen kann.«

»Da sagst du was.«

Das Haus, das wir suchten, befand sich neben der Pizzabude. Im oberen Drittel der Tür sahen wir einen sich schnell drehenden Ventilator, der den Geruch aus dem Lokal ins Freie wirbelte. In der Pizzabude war einiges los. Wir hörten den Stimmenwirrwarr bis auf die Straße. Nebenan wohnte Kovacz.

Zur Haustür führten drei Stufen hoch. Die Tür selbst lag in einer Nische, die von sich bewegenden Schatten ausgefüllt war. Unser Mißtrauen schwand sehr bald, als wir das Pärchen erkannten, das sehr intensiv beschäftigt war.

Selbst durch mein Räuspern ließen sich die beiden kaum stören, und wir mußten sie tatsächlich zur Seite schieben, um vorbeigehen zu können. In der Mauer entdeckte ich ein Klingelbrett, das ziemlich lose im Gestein hing.

»Zu wem wollen Sie denn?« fragte der junge Mann.

»Kovacz.«

»Der ist nicht da.«

»Wissen Sie das genau?«

»Ja.«

»Trotzdem möchten wir uns seine Wohnung einmal ansehen. Wir sind von der Polizei.«

»Habe ich mir fast gedacht. Warten Sie, ich schließe Ihnen die Haustür auf. Kovacz wohnt übrigens ganz oben. Einen Lift gibt es nicht.«

»Wir sind das Laufen gewohnt.« erwiderte ich.

Das Treppenhaus schien auch noch Geruch von der Pizzastube mitzubekommen, jedenfalls stank es nach Essen. Das Licht war mehr als trübe, und die Treppe hätte ruhig einmal geputzt werden können Wir stiefelten die Stufen hoch, gelangten in die dritte Etage und suchten nach der Wohnungstür.

Drei standen zur Auswahl. Das Licht hier oben taugte überhaupt nichts mehr. Die nackte Glühbirne unter der Decke klebte voller Staub. Ich schaltete meine Bleistiftlampe an, während Suko schon an den Türen herumsuchte.

»Hier wohnt er«, sagte der Chinese. Es war die Tür in der Mitte. Wir öffneten sie mit einem Spezialwerkzeug und schlüpften in den dahinterliegenden Raum.

Licht wollten wir nicht anzünden Man hätte es zu leicht von der Straße sehen können, deshalb tasteten wir uns zunächst im Dunkeln voran und verließen uns schließlich auf die Leuchtkraft der kleinen Taschenlampen. Beide drehten wir Kreise, und beide hatten wir wohl die gleichen Gedanken, nur Suko sprach sie aus.

»Entweder war dieser Kovacz verrückt, oder er war ein Dämon. Sie dir nur mal die Bude an.«

So etwas hatte ich auch noch nicht gesehen. Das Zimmer war völlig schwarz eingerichtet und in dieser Farbe auch gestrichen. Es gab

keinen weißen Flecken.

Selbst das Bettgestell war schwarz gestrichen worden, und die Decke auf dem Bett zeigte ebenfalls eine dunkle Farbe.

»Hier stimmt was nicht!« flüsterte ich, trat ans Fenster, schaute in einen düsteren Hinterhof und sah auch die schwarzen Vorhänge.

»Vielleicht ist er ein Vampir«, vermutete Suko. »Wenn er zu Lady X gehört hat, liegt das eigentlich auf der Hand.«

»Sicher.«

»John!«

Ich zuckte herum, als Suko meinen Namen rief. Mein Freund wollte mir etwas zeigen, ich sah es bereits, als ich mich noch in der Drehung befand. An der Tür geschah es.

Als würde ein unsichtbarer Maler einen ebenfalls unsichtbaren Pinsel führen, so entstanden plötzlich auf der Tür in blutroter Farbe geschrieben drei Buchstaben.

**BPS!**

Wir schauten fasziniert zu. Die Farbe zerrann. Tropfen rutschten an den Buchstaben entlang nach unten, wobei sie lange Bahnen hinterließen.

»Be-Pe-Es«, flüsterte ich. »Verdammt, was kann das zu bedeuten haben?«

»Keine Ahnung.«

Es wurde kein weiterer Buchstabe mehr geschrieben. Die drei blieben so. Sie leuchteten in diesem intensiven, kräftigen Rot, was sich auf dem Schwarz der Tür besonders stark abhob.

»Sieht aus wie Blut«, murmelte ich.

Suko ging auf die Tür zu. Er traute sich aber nicht bis ganz heran, sondern blieb stehen und schaute wie ich. Wir beide waren auf eine gewisse Art und Weise abgestoßen und fasziniert. Diese drei Buchstaben waren grauenhaft, und ich merkte, wie sich in meinem Magen ein dicker Kloß bildete.

Damit hatten wir nicht gerechnet.

In dieser unheimlich anzusehenden Wohnung lauerte eine gefährliche Magie. Kovacz mußte ein wahrer Meister der Tarnung gewesen sein, weil niemand etwas gemerkt hatte.

**BPS!**

Ich grübelte darüber nach, aber ich kam zu keinem Ergebnis. Die Buchstaben blieben auf der Tür. Sie wurden weder blasser noch verstärkten sie sich.

Suko ging ein wenig weiter und blieb vor der Tür stehen. Er streckte die Hand aus und tupfte mit dem Zeigefinger in die Farbe. Aber war es Farbe?

Suko schüttelte den Kopf. Er schaute zu mir hin und hielt gleichzeitig den Finger hoch. »Das ist keine Farbe, John«, erklärte er. »Auf keinen Fall.«

»Blut?«

Er nickte. »Ja, es ist Blut!«

Die Frage nach der Herkunft lag mir auf der Zunge. Es war unsinnig sie zu stellen, wir hätten sie nicht beantworten können. Ich ging ebenfalls an die Tür, schaute mir die Buchstaben aus der Nähe an und tunkte nicht meinen Finger in das Blut, sondern nahm das Kreuz.

»Schwarze Magie gegen weiße Magie«, murmelte ich, wobei ich auf Sukos Nicken achtete. Im nächsten Augenblick preßte ich das Kreuz gegen die Buchstaben.

Ein Fauchen wie aus dem Maul einer wütenden Katze klang mir entgegen. Ich trat unwillkürlich zurück und schaute mir die Buchstaben aus einer sicheren Entfernung an.

Buchstaben waren es keine mehr.

Nur häßliche, dunkle, verbrannte Flecken blieben zurück. Die Buchstaben waren zerstört worden.

Mit einer so heftigen Reaktion hatten wir beide nicht gerechnet. Als Suko die Tür anleuchtete, konnten wir sehen, daß sich die Flecken

regelrecht in das Holz eingebrannt hatten.

Plötzlich lachte der Inspektor auf und schlug sich gleichzeitig gegen die Stirn »Ich habe es!« rief er. »Verdammt, weshalb sind wir nicht früher darauf gekommen.«

»Worauf?«

»Auf die Bedeutung der Buchstaben. BPS - das heißt nichts anderes als Pamela Barbara Scott.«

»Inclusive Lady X«, erwiderte ich trocken.

»Sehr richtig Geisterjäger. Da haben wir ihre Spur.«

»Hatten«, verbesserte ich. »Sie ist verschwunden. Kovacz ebenfalls.«

»Und der war Rumäne.«

Suko hatte die Antwort nicht ohne Grund gegeben. »Glaubst du, daß die Spur nach Rumänien führt?«

Mein Freund nickte. »Das kann man annehmen. Denk mal an Baron von Leppes Schloß. Es steht leer. Dann der Friedhof, der zum Schloß gehört. Wer weiß, welche Geheimnisse dort noch verborgen sind. Und Rumänien wäre für Lady X ideal, wo sie doch eine Allianz der Vampire gründen will. Paßt alles wunderbar zusammen.«

Mein Freund hatte mir da aus der Seele gesprochen Ich ließ mich auf der Bettkante nieder und nickte. »Schätze, wir werden mal ein Telefongespräch nach Rumänien führen.«

Suko wußte sofort Bescheid. »Hoffentlich liegt der alte Marek nicht im Bett.«

Ich stand heftig auf. »Dann wecken wir ihn eben…«

***

»Wir befinden uns in einer sehr ungünstigen Zeit!« grollte der Spuk »Es überstürzen sich die Ereignisse. Jeder Schwarzblütler will die Menschheit unter Kontrolle bringen Kräfte, die seit urlanger Zeit im Verborgenen gelauert haben, machen sich bereit, um zurückzukehren. Jeder von euch weiß, daß ich von den Großen Alten rede, und die

Großen Alten sind es auch, die alles aus dem Weg räumen, was sich ihnen entgegenstellt. Wir gehören zwar zur schwarzmagischen Seite, aber wir werden keine Freunde oder Verbündete der Großen Alten sein, sondern Feinde. Deshalb müssen wir etwas unternehmen.«

»Wir können sie ja vernichten«, schlug Asmodis vor und lachte dabei wild auf.

»Schaffst du es?« höhnte Lady X.

»Gewissermaßen, wenn ich…«

»Hör auf zu reden!« donnerte der Spuk »Du wirst es kaum schaffen weil sie verflucht mächtig sind. Einfach zu mächtig. Ein einzelner kommt gegen sie nicht an, das wird auch John Sinclair, der Geisterjäger, merken. Weil dies so ist, habe ich euch zusammenkommen lassen. Bisher waren wir nicht die besten Freunde, ich aber will, daß sich dies ändert. Wir sollten uns nicht mehr gegenseitig anfeinden und nach noch mehr Macht streben, sondern dafür sorgen, daß die Großen Alten, wenn sie erscheinen, in ihre Schranken gewiesen werden.«

Selbst der Teufel blieb nach diesen Worten ruhig denn der Spuk hatte mit großem Nachdruck gesprochen. Niemand konnte das Gegenteil seiner Worte beweisen Daß die Großen Alten zurückkehren würden, stand längst fest. Es waren Vorbereitungen getroffen worden. An vielen Stellen der Welt wiesen Spuren auf die mächtigen Dämonen hin. Ob das nun eine geheimnisvolle Schädelkette gewesen war oder das Auftauchen der Leichenstadt, die zwischen den Dimensionen schwebte. Kalifato lauerte. Dann ein Dämon namens Gorgos, der das gläserne Grauen verbreitete.

Und noch andere würden folgen.

Die Großen Alten wollten die Welt wieder so, wie sie zu Zeiten des Kontinents Atlantis gewesen war. Da hatte man sie angebetet, da waren sie die obersten Götter gewesen und hatten ihre Gegner radikal vernichtet, wenn sie erschienen.

Das wußte der Spuk, das wußte der Teufel. Deshalb waren die beiden sich einig denn Asmodis nickte. »Ich bin einverstanden!« grollte er. »Du kannst auf mich zählen.«

»Ich wußte, daß du vernünftig bist«, erwiderte der Spuk »Muß ich dich auch noch fragen Wikka?«

Das Hexenweib mit der Schlangenstirn schüttelte den Kopf. »Nein, ich gehorche Asmodis. Was er tut, gilt auch für mich und meine Hexen Wir werden unsere Sinnesorgane offenhalten, darauf kannst du dich verlassen.«

Nach diesen Worten trat sie zurück, schaute den Teufel an und sah dessen zufriedenes Nicken.

»Bleibt also nur noch eine«, sprach der Spuk weiter. »Nämlich du, Lady X. Ich habe dich in den Kreis mit einbezogen, weil die Mordliga noch immer einen Machtfaktor darstellt. Auf welche Seite stellst du dich? Machst du bei uns mit?«

Lady X gab noch keine Antwort. Auf ihrem Gesicht regte sich nichts. Es zeigte einen nahezu verächtlichen, arroganten Ausdruck, und mit lässigen Schritten ging sie zur Seite, wobei sie nicht stehenblieb, sondern auf-und abschritt. »Wir warten auf Antwort«, sagte der Spuk.

»Ja, die kannst du bekommen«, erwiderte die Scott und blieb stehen. Dabei wippte sie auf ihren Fußspitzen und spielte mit der Maschinenpistole. »Ich bin die Führerin der Mordliga, wie du sehr treffend bemerkt hast, und ich werde einen Teufel tun und euch unterstützen. Jeder soll allein mit seinen Problemen fertig werden. Ich brauche die Großen Alten nicht zu fürchten. Wenn sie kommen, werde ich sie in ihre Schranken weisen.«

»Woher nimmst du das Recht, so etwas zu behaupten?« fragte Wikka.

»Weil ich Xorrons Herrin bin.«

»Xorron ist nicht allmächtig!«

»Wer wird ihm etwas antun können?« höhnte die ehemalige Terroristin.

»Keiner. Außerdem habe ich noch Vampiro-del-mar. Das sind Trümpfe, die ich vorerst in der Hinterhand lasse. Ich bin dabei, ein großes Reich der Vampire einzurichten, einen Geheimbund. Und jeder, der für mich wichtig ist, hat bereits Bescheid bekommen. Es gibt Menschen, die gar keine sind. Das habe ich herausgefunden. Sie leben verstreut auf der Erde, leiden unter ihrem Dasein und halten sich zumeist versteckt. Oft gehen sie auch völlig normalen Berufen nach, aber ihr Blut ist in den Augen der Menschen verseucht. In meinen jedoch nicht, denn ich bin der Meinung daß sie zu mir gehören, denn sie tragen den Keim in sich, der nur geweckt zu werden braucht. Das habe ich getan, dem Geheimbund der Vampire steht nichts mehr im Wege. Ich habe ihnen Bescheid gegeben, und wir werden uns an einem bestimmten Platz sammeln und ihn zu unserem Quartier machen. Wo vor langer Zeit die Geburtsstätte der Blutsauger war, gründe ich den Geheimbund der Vampire. Ich gehe allein meinen Weg. Macht ihr, was ihr wollt, aber kommt mir nie in die Quere, denn meinen großen Trumpf behalte ich.« Nach diesen Worten hob sie beide Arme und hielt den Würfel hoch. »Er ist der große Joker, der Würfel des Unheils. Solange ich ihn besitze, kann mir niemand etwas.« Nach diesen offen erklärten Worten schaute sie sich auffordernd und höhnisch um, gespannt die Reaktion der anderen Dämonen abwartend.

Die schwiegen zunächst. Selbst der Satan sagte nichts, nur in seinen Augen glühte ein unheimliches Feuer, zu vergleichen mit dem Glosen der Hölle.

Wikka blieb stumm. Maskenhaft starr war ihr Gesicht. In der fahldüsteren Umgebung schillerte es leicht grünlich. Was sie dachte, sagte sie nicht, der Spuk hatte gerufen, er war gewissermaßen der »Chef im Ring«, und man überließ ihm die Antwort.

»Du hast dich also entschlossen?«

»Ich sagte es.«

Auf dem bleich schimmernden Knochenthron bewegte sich die schattenhafte Gestalt unruhig. »Hast du jemals mit den Großen Alten zu tun gehabt?« fragte er.

»Nein!«

»Dann finde ich deine Rede dumm und arrogant. Ich will dich nicht noch einmal auf ihre Macht und Stärke hinweisen. Du solltest mit uns zusammengehen, sonst…«

Die Vampirin schüttelte den Kopf, nicht nur ihre langen Haare flogen, sie zeigte auch ihre spitzen Vampirzähne. »Ich habe den Geheimbund der Vampire gegründet«, sagte sie. »Damit werde ich meine Pläne verfolgen. Tut ihr, was ihr wollt, aber kommt mir dabei nicht in die Quere, denn ich kann auf keinen Rücksicht nehmen.«

»Stellst du dich auch gegen uns?« fragte Asmodis.

»Ich habe nur gesagt, daß ihr unsere Kreise nicht stören sollt«, gab sie zur Antwort.

»Sonst noch etwas?« wollte der Spuk wissen.

»Nein!«

»Dann bist du hier nicht mehr erwünscht.«

Ein schallendes Gelächter verließ den Mund der Lady X Sie stand für einen Moment starr, schaute auf den Würfel, konzentrierte sich auf seine Kräfte und verschwand plötzlich.

Die anderen blickten dahin, wo sie sich aufgehalten hatte, und sie hatten die Kraft des Würfels demonstriert bekommen.

Zum erstenmal meldete sich Wikka. »Sie hätte den Würfel nicht haben dürfen«, flüsterte sie. »Nein, niemals. Damit ist sie einfach zu stark.«

»Warten wir es ab«, sagte der Spuk »Ich habe vorausgesehen, daß sie so reagieren würde. Wir sind uns einig. Lady X nicht. Deshalb könnte sie auch gegen uns sein.«

»Was hast du vor?« fragte Asmodis lauernd.

»Das werde ich dir sagen, aber nur dir«, erklärte der Spuk und winkte den Teufel an seinen Thron…

***

»Wer soll hier wohnen?« fragte der Junge und tickte mit dem Fußball auf, wobei er zu seinen Kameraden schaute, die bereits auf dem Rasen ihre Runden liefen.

»Blasek!« erklärte Kommissar Mallmann.

Der Junge in dem roten Trikot schaute den Polizisten argwöhnisch an.

»Den kenne ich nicht.«

»Aber er ist doch Platzwart.«

»Ach, Sie meinen Jokisch.«

»Möglich.«

»Ja, das muß er sein. Aber wo er ist, weiß ich nicht. Den habe ich schon seit einer Woche nicht gesehen.«

»Er wohnt doch hier.«

»Klar. Über den Kabinen und den Duschen. Jokisch haben wir den nur genannt.«

»Vielen Dank!« sagte Will und ließ den Jungen laufen. Tief atmete der Kommissar durch. Das war wieder ein Job für Schneckenbeamte. Es ging um einen Exil-Rumänen, der für das BKA arbeitete. Seit einigen Wochen hatte er sich nicht mehr gemeldet, und da man von gewissen Geheimdienstaktivitäten der rumänischen Abwehr gehört hatte, war die Wahl auf Will Mallmann gefallen. Er sollte sich um diesen Blasek kümmern.

Platzwart hatte er immer als Beruf angegeben Eine gute Tarnung wie auch Will Mallmann annahm. Allerdings nicht gut genug denn daß man von Blasek nichts gehört hatte, beunruhigte sehr.

Während Will über den Rasen auf das Haus zuschritt, dachte er über das Aussehen des Rumänen nach. Er war ein springlebendiger

Typ, aber leicht übergewichtig Seine Glatze blitzte, als wäre sie mit Öl eingerieben worden.

Die Sportler wußten nicht, welch ein Doppelleben dieser Mann führte, sie würden es auch nie erfahren.

Kommissar Mallmann hatte die Erlaubnis bekommen, in die Wohnung von Blasek einzudringen, denn man konnte ein Verbrechen nicht ausschließen. Vor der Glastür blieb Will stehen und schaute sich noch einmal um.

Eine blasse Aprilsonne stand am Himmel. Von den Sportlern sah er nichts mehr. Er hörte nur noch ihre Rufe, stieß die Tür auf und befand sich in der Vorhalle.

Richtungspfeile wiesen den Weg zu den Kabinengängen, den Umkleideräumen, der Sauna und den Turnhallen. Das alles interessierte den Kommissar nicht. Er wollte in die erste Etage des Baus mit dem Flachdach.

Eine breite Treppe lag vor dem Polizeibeamten. Will Mallmann stieg sie schnaufend hoch und hielt sich mit einer Hand am Geländer fest. Du bist auch nicht mehr der Jüngste, dachte er. Zudem bereitete ihm der Job hier überhaupt keinen Spaß. Er war allerdings besser, als nur hinter dem Schreibtisch zu hocken.

Am liebsten hätte der deutsche Kommissar mit der Römernase und dem leicht gelichteten Haar Dämonen gejagt.

Es war zwar nicht seine Spezialität, seit er jedoch den Geisterjäger John Sinclair kannte und auch mit ihm befreundet war, betrachtete er die Welt aus anderen Augen. Er wußte, daß es Dinge gab, die man normalerweise überhaupt nicht begreifen oder erfassen konnte.

Geister, Dämonen, Untote - sie existierten tatsächlich. Ob nun durch einen geheimnisvollen Voodoo-Zauber angelockt oder durch eine finstere Beschwörung täglich geschahen auf der Welt seltsame Dinge.

Von den meisten Ereignissen erfuhr Will Mallmann nicht einmal,

und auch nicht sein Freund, der Geisterjäger, der sich darauf spezialisiert hatte, die Wesen der Finsternis zu jagen.

In Will Mallmann hatte er eine gute Stütze gefunden. Der Kommissar hielt vor allen Dingen in Deutschland die Augen auf. Denn in seiner Heimat geschahen oft genug rätselhafte Dinge, für die man keine rationale Erklärung hatte.

Will hatte durchsetzen können, daß Meldungen über solche Vorfälle ihm zugetragen wurden. Er sammelte und speicherte sie, verglich und wertete aus.

Wenn er es für nötig hielt, einzugreifen, tat er dies. Oft genug zusammen mit seinem Freund John Sinclair vom Scotland Yard.

Will Mallmann haßte Dämonen und Wesen der Finsternis. Auf brutalste Art und Weise hatte diese ihm seine Frau genommen. Minuten nach der Hochzeit war sie vom Schwarzen Tod umgebracht worden.

Natürlich konnte er seine Dienstzeit nicht nur mit dem Sammeln über Schwarzblütler »verplempern«. Er mußte auch seine normale Arbeit tun. Dazu gehörte es, diesen Blasek zu suchen.

Der Kommissar erreichte einen Flur, schaute nach rechts und sah am Ende des Ganges eine Tür. Als er näher kam, las er auf einem Schild den Namen Blasek.

Der Informant lebte gefährlich. Das wußte nicht nur er selbst, sondern auch der Kommissar. Wenn ihm tatsächlich etwas passiert war oder er in Lebensgefahr schwebte, würde Will sich ewig Vorwürfe machen, wenn er nicht alles getan hatte, um den anderen zu retten. Aus diesem Grunde holte er sein Besteck hervor, um das Schloß zu öffnen.

Will war mit den modernsten Geräten ausgerüstet, die es gab. Jeder Einbrecher hätte sich die Zunge danach geleckt, denn mit den stabförmigen Gegenständen aus Kunststoff bekam er selbst komplizierte Schlösser auf.

Große Schwierigkeiten bereitete das Schloß Will Mallmann nicht. Er werkelte ein paar Sekunden herum, hörte das Schnacken und lächelte zufrieden, als er die Tür aufstieß.

Dämmerlicht und muffiger Geruch empfingen ihn. Ein Zeichen, daß die Wohnung verlassen war. Er schritt über die Schwelle, durchquerte den Flur und sah eine Tür offen. Rasch ging er darauf zu, zögerte allerdings, das Zimmer zu betreten. Statt dessen warf er einen Blick hinein. Es gab ein Fenster.

Nur in Umrissen zu erkennen, weil das Rollo herunter gelassen war. Durch einige Ritzen fiel Licht. Schwache Lichtstreifen fielen auf den Boden.

Im Zimmer war es still.

Will Mallmann betrat es auf leisen Sohlen und wollte nach dem Lichtschalter tasten, als ihm etwas seltsam vorkam. Es war wie ein Hauch, der ihm entgegenwehte.

Gefahr!

Bisher war der Kommissar nur gespannt gewesen. Nun verdichtete sich diese Spannung und er hatte das Gefühl, eine andere Welt betreten zu haben.

Das im Halbdunkel liegende Zimmer machte auf ihn einen unheimlichen Eindruck. Er war der Meinung daß irgend jemand auf ihn lauerte, sich aber nicht zeigte.

Will schaute sich um. Der Raum war ziemlich groß. Er konnte nicht in sämtliche Ecken sehen, weil sie von der Dunkelheit erfüllt waren. Mit den Fingerspitzen der linken Hand fühlte er die Glätte einer Tapete, ein Stück weiter den Lichtschalter, und im nächsten Augenblick wurde es hell. Will Mallmann sah die Einrichtung des Zimmers. Völlig normal, sie hätte aus jeden Versandhauskatalog stammen können Nicht normal war der Mann, den er suchte.

Blasek!

Er stand zwischen Couch und Schrank. Sein Körper war

zusammengezogen, die Haltung geduckt. Seine Glatze »leuchtete«, der Mund war in die Breite gezogen.

Das alles hätte Will noch akzeptiert. Was ihn jedoch schockte, war das Blut.

Überall sah er Blut. Im Gesicht des Mannes, auf dem Boden, den Möbeln, und er glaubte, am Tatort eines unglaublichen Verbrechens zu stehen. Nur gab es keine Toten.

Will Mallmann stöhnte auf. Damit hatte er nicht gerechnet. Sein Blick schweifte nach links, wo auf einem kleinen Tisch ein Gefäß stand, das mit Blut gefüllt war.

Für Blasek?

Der Kommissar konnte es kaum glauben. Zu tief saß der Schreck in seinen Gliedern. Was er hier sah, war irre, das kam einem Wahnsinn nahe, und wahnsinnig mußte auch Blasek sein, denn in seinen Augen leuchtete ein unheimlicher Glanz.

Der Kommissar flüsterte den Namen des Rumänen tschechischer Abstammung. »Was hat das zu bedeuten? Reden Sie, Blasek! Was soll das Blut?«

Blaseks Gesicht verzog sich zu einer häßlichen Grimasse. »Weg Mallmann!« flüsterte er scharf. »Los, geh weg…«

»Nein!«

»Ich bin ein Vampir, Mallmann. Ein Vampir, ich brauche Blut. Störe mich nicht, sonst werde ich dich töten.« Er funkelte den Kommissar an. »Auch dein Blut ist gut… auch dein Blut…«

Durch Wills Adern rann ein Frösteln. Er hatte das Gefühl, mit kaltem Wasser gefüllt zu sein. Urplötzlich sah er sich mit einer Situation konfrontiert, an der einiges nicht stimmte. Was dieser Blasek hier tat, war nicht normal. Man konnte es auch nicht als menschlich bezeichnen, denn welcher Mensch wollte schon Blut?

Es sei denn, er war ein Vampir!

War Blasek das?

»Du willst nicht gehen, Bulle, wie?« keuchte der Exil-Rumäne. »Ich sehe es dir an. Es paßt dir nicht, aber ich lasse mich nicht fertigmachen Man hat mich gerufen, und ich bin dem Ruf gefolgt, das kann ich dir sagen. Warte, ich…« Er sprach nicht mehr weiter, öffnete plötzlich seine rechte Hand und zeigte Will die Innenseite.

Auch da sah der Kommissar das Blut. Aber noch mehr. Ein Messer. Gefährlich, höllisch scharf, denn auf der Fläche lag eine Klinge, mit der man sich rasierte.

Und wer mit einem Rasiermesser gut umgehen konnte, wurde selbst zu einem Todesengel.

Daß Blasek das Messer nicht nur zum Spaß trug wurde dem Kommissar in den nächsten Sekunden klar. Mallmann hatte den Mann noch nie in Aktion erlebt, deshalb kam er nicht so rasch weg als Blasek ihn angriff. Er war schnell, wuchtete seinen Körper vor und überwand die Distanz zu dem Kommissar mit einem Sprung.

Plötzlich sah Will den Arm und das Messer dicht vor sich. Die Klinge blitzte auf, dahinter leuchtete das blutbefleckte, verzerrte Gesicht, und dann spürte Will den Schmerz an seinem linken Arm. Die Klinge hatte den Stoff der Jacke glatt durchtrennt und biß scharf in die Haut.

Blasek lachte irr.

Mallmann warf sich zurück fiel gegen die Wand und sah sich erneut einem Angriff gegenüber. Der andere ließ ihm keine Zeit, die Waffe zu ziehen, er ging den Kommissar voll an.

Diesmal wollte er das Messer in Halshöhe von rechts nach links ziehen. Mallmann tauchte, drehte sich zur Seite, seine Faust schnellte vor und wühlte sich in den Körper des Glatzkopfs.

Das Messer fehlte. Aber Blasek war wie ein Springaufmännchen. Er kam erneut. Noch gefährlicher.

Diesmal konnte Will der Attacke nicht ganz ausweichen. Mit Blasek prallte er zusammmen, die Klinge zuckte an seinem Gesicht

hoch, traf die Wange, und der Rumäne kicherte siegessicher. Er wollte den Kommissar töten, sah schon das Blut in seinem Gesicht und wurde rasend. »Ich mach dich nieder!« zischte er. »Ich werde dich fertigmachen. Du sollst krepieren, du… du…«

Und wieder hieb er zu. Er war nicht berechenbar in seinem Zorn, einfach nicht zu bremsen, das Blut mußte ihn wahnsinnig gemacht haben, der Vampir in ihm gewann die Oberhand, der Wille zum Töten war vorhanden, und er führte das Messer wie ein Sense. Weit holte er bei jedem Schlag aus. Will Mallmann sah darin einen Vorteil. Es gelang ihm, den meisten Hieben zu entgehen, er wich zurück, schaffte es, den Tisch zwischen sich und Blasek zu bringen und hatte endlich Zeit, seine Dienstwaffe zu ziehen.

»Bleib stehen, Blasek!« peitschte seine Stimme. Er richtete die Waffenmündung auf den Spitzel.

Der Rumäne gehorchte tatsächlich. In seiner Haltung erstarrte er. Den rechten Arm halb vorgestreckt, den linken nach hinten angewinkelt.

»Und jetzt weg mit dem Messer!«

Blasek schüttelte den Kopf. »Nie!« flüsterte er. »Nie! Ich lasse mich nicht aufhalten. Ich habe den Ruf gehört, ich muß ihm folgen. Mein Blut kocht. Es hat den Keim…«

»Welchen?«

»Vampirkeim, Bulle. Ich werde zu einem Vampir.« Er lachte dröhnend. Seine Augen glänzten. Will Mallmann bekam das bestätigt, was er schon lange angenommen hatte. Hier stand kein Verrückter vor ihm, sondern ein Mensch, der nach Blut gierte und trotzdem kein Vampir war, sondern sich auf dem Weg dazu befand.

»Du bist kein Vampir, Blasek!« flüsterte der Kommissar. »Nein du bist keiner!«

»Stimmt!« kreischte der andere. »Ich bin kein Vampir. Ich will einer werden. Man hat mich geweckt, auch du kannst mich nicht

aufhalten, du nicht, verfluchter Bulle!«

Blasek war wie von Sinnen. So kannte ihn Mallmann nicht, und er bekam Angst. Konnte er den Mann überhaupt stoppen? Okay, er hätte ihn erschießen können, das war nicht der Sinn der Sache. Mallmann ahnte, daß wesentlich mehr hinter den Worten stecken mußte. Für ihn war Blasek nur die Spitze eines Eisbergs.

Blaseks Arm zuckte vor. Erreichen konnte die Klinge den Kommissar nicht, er stand zu weit entfernt, aber dieser Angriff war nur als Finte gedacht, denn gleichzeitig riß Blasek seinen Fuß hoch und trat heftig unter den Tisch.

Das Möbel war nicht so schwer und bot keinen großen Widerstand. Der Tisch wurde auf den Kommissar zugewuchtet. Will Mallmann kam nicht so schnell weg er drehte zwar noch ab, es war zu spät, die Kante hieb gegen seine Schienbeine, Will geriet ins Stolpern und hörte das widerliche Lachen des anderen Blasek hechtete über den Tisch und flog auf ihn zu. Er wollte alles klarmachen Will blieb nichts anderes übrig als zu schießen. Der Schuß peitschte trocken auf. Will sah die fahle Mündungsflamme, die sogar noch das Gesicht des Wahnsinnigen erhellte, und er riß gleichzeitig seine Beine hoch, um Blasek von sich zu wuchten. Will traf. Der Spitzel flog zurück. Er heulte dabei, rollte über den Boden und zuckte wie ein Tier. War er erledigt?

Will kam auf die Beine. Er glaubte stark daran, daß seine Kugel getroffen hatte, gesehen hatte er es allerdings nicht. Er ging um den Tisch herum, wobei er sich von hinten und mit schußbereiter Waffe dem Mann näherte.

Das Gefäß mit dem Blut war ebenfalls umgekippt. Will bemerkte aus den Augenwinkeln, daß es sich bei der dicken Flüssigkeit nicht um Menschenblut handelte, das hatte eine andere Farbe und war auch nicht so dick. Es mußte Tierblut sein.

Was wollte er damit?

Will Mallmann hoffte, in den nächsten Sekunden eine Antwort zu bekommen, als er neben Blasek stehenblieb.

Der stieß hechelnde Laute aus. Er bewegte sich von einer Seite auf die andere, doch Will konnte nicht erkennen, ob er getroffen worden war. Das Rasiermesser jedenfalls hielt er nicht mehr in der Hand, es lag neben ihm.

»Bist du okay, Blasek?« fragte der Kommissar.

»Ich… ich…« Blasek schüttelte sich und griff plötzlich zu. Will Mallmann hatte sich ablenken lassen, das war sein großer Fehler gewesen, denn Blaseks Finger krallten sich in den Stoffseiner Hosenbeine, ließen nicht mehr los und zerrten so heftig daran, daß der Kommissar sich nicht mehr halten konnte und zu Boden stürzte.

Reingelegt, dachte er noch, dann schlug er auf.

Er hatte sich nicht mehr abrollen können, den Aufprall mit dem Hinterkopf mußte er voll nehmen. Nur hatte er insofern Glück daß der Teppich den Schlag dämpfte.

Trotzdem sah Will Mallmann Sterne vor seinen Augen aufblitzen, und er dachte auch daran, daß ihn der andere jetzt töten konnte, denn er war relativ wehrlos.

Will sah die Welt durch einen Schleier. Seine Pistole hielt er noch in der rechten Hand, wobei er nicht die Kraft besaß, seinen Arm in die Höhe zu heben.

Einem Phantom gleich wischte Blasek durch den Schleier vor seinen Augen. Er konnte sich gut bewegen, Will schien ihn doch nicht erwischt zu haben, und der Kommissar glaubte auch, das Blitzen der verdammten Rasierklinge zu erkennen.

Mallmann kämpfte gegen seine Schwäche an. Er atmete stöhnend, wollte wieder auf die Füße kommen, bekam auch den Waffenarm herum und hörte im selben Augenblick den heftigen Schlag der in seinen Ohren dröhnte. Wie ein Donner schlug er ein, doch es war kein Gewitter, sondern nur das Zuhämmern der Wohnungstür

gewesen.

Blasek hatte die Flucht ergriffen, und den Kommissar zurückgelassen. Das wurde Will klar, und er wollte die Verfolgung aufnehmen, aber er kam nur schwer hoch. Als er saß, kippte er fast um, bewegte sich in der Haltung zur Seite, fand eine Stütze an dem umgekippten Tisch und hielt sich dort fest.

Will drückte sich in die Höhe. Gebückt blieb er stehen. Noch schwindelte ihn, der Boden warf Wellen und tanzte vor seinen Augen. Durch den offenen Mund atmete der Kommissar, er spürte auf seinem Körper die feuchte Kühle des Schweißes und merkte auch das Brennen seiner Wunden. Am linken Arm und im Gesicht. Dort hatte ihn der Hundesohn mit dem Messer erwischt.

Will taumelte auf die Wohnungstür zu. Er war kaum zwei Schritte gegangen, als er stehenblieb und aus großen Augen auf die Tür stierte. Dort flimmerte etwas auf dem Holz. Rote Buchstaben, die ineinander verschwammen und einen dicken Fleck bildeten.

Mallmann schüttelte den Kopf. Er wischte über seine Augen, verteilte noch Blut in seinem Gesicht, ging etwas näher, so daß es ihm gelang die roten Buchstaben zu entziffern.

**BPS!**

Der Kommissar sprach die drei Buchstaben aus. Sie zitterten auf der Tür, der Teufel persönlich schien sie mit dem Blut unschuldiger Menschen gemalt zu haben, und die Farbe rann an den unteren Rändern der Buchstaben nach unten!

Ein Zeichen - ein Omen?

Für was?

Will taumelte auf die Tür zu. Er fiel dagegen, hob seinen rechten, unverletzten Arm und tunkte die Fingerspitze in die Farbe. Nein, das war keine Farbe, sondern Blut. Echtes Blut! Dem Kommissar rann ein Schauer über den Rücken. Blut an der Wohnungstür. Woher kam es?

Er öffnete die Tür, schaute an der anderen Seite nach und fand sie normal.

Das war nichts.

Tief holte er Luft. Sein Gesicht verzog sich, er schüttelte den Kopf, die Hände zitterten, und wenig später taumelte er in den Flur hinein. Er mußte auch an dem schmalen Spiegel vorbei. Will warf einen Blick nach links und erschrak über sich selbst.

Grauenhaft sah er aus.

Der Schnitt mit dem Messer hatte in seiner Wange eine klaffende Wunde hinterlassen, aus der noch immer das Blut quoll und sich im Gesicht verteilt hatte. Die Wunde schmerzte. In ihr pochte und hämmerte es. Will war klar, daß er in ärztliche Behandlung mußte, und er würde auch eine Fahndung nach Blasek ausrufen lassen.

Wie er zu seinem Manta gekommen war, wußte er selbst nicht mehr zu sagen. Er setzte sich mit dem nächsten Polizeirevier per Autotelefon in Verbindung und hatte kaum aufgelegt, als er die Gesichter der jungen Fußballer sah.

Die Spieler hatten seinen Wagen umstellt. Sie sahen den blutenden, verletzten Kommissar und waren vor Schrecken stumm. Als ihr Trainer kam, wurden sie weggescheucht. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Ja.« Will nickte. »Haben Sie zufällig so etwas wie einen Verbandskasten?«

»Natürlich, warten Sie.«

Der Mann verschwand, während Will Mallmann auf das Blut schaute, das auch die Polster seines Wagens nicht verschont hatte. Trotz seiner Schmerzen machte er sich Gedanken. Und er kam zu dem Entschluß, daß er hier einer unheimlichen Sache auf die Spur gekommen war, deren Ausmaße noch gar nicht abzusehen waren.

Eins wußte er dennoch.

Nicht nur er würde sich dafür interessieren, sondern auch ein Mann namens John Sinclair…

***

Wir hatten auf der ganzen Linie Pech gehabt. Frantisek Marek, der Pfähler, war nicht zu erreichen gewesen. Nun ist es nicht gerade einfach, nach Rumänien ein Telefongespräch zu führen. Nach dem achten Versuch hatten wir es aufgegeben. Am anderen Tag wollten wir es noch einmal probieren.

Wir hatten mit dem Gedanken gespielt, eine Fahndung nach Kovacz auszurufen, den Plan nach kurzem Uberlegen fallengelassen. Viel wäre dabei nicht herausgekommen, weil der Mann schon zu lange verschwunden war.

Kurz nach Mitternacht stieg ich in mein Bett. Schlaf konnte ich kaum finden. Es war für mich ein stetiges Hin-und Herwälzen, meine Gedanken drehten sich um diesen Kovacz und zwangsläufig auch um die ehemalige Terroristin Pamela Barbara Scott. Wir hatten ihr Zeichen auf der Tür gesehen. In blutroten Buchstaben, und ich fragte mich, ob es eine Warnung oder ein Hinweis gewesen war. Was konnte Lady X vorhaben?

Es war ja nur ein Hinweis, den wir gefunden hatten, eine vage Spur, wobei ich darüber nachdachte, ob diese Spur nicht nach Rumänien führen würde.

Der Gedanke daran wurde bei mir immer konkreter und fester. Meines Erachtens mußte Rumänien wieder eine große Rolle spielen, und es wurde Zeit, daß wir Marek erwischten, um ihn vorwarnen zu können. Lady X gab sich nie mit kleinen Dingen ab.

So beunruhigend dieser Gedanke auch für mich war, ich schlief letztlich ein. Als mich der Wecker aus dem Schlaf riß, hatte ich das Gefühl, in einem Bleimantel zu liegen. Es fiel mir sogar schwer, die Augen zu öffnen, und ich fühlte mich irgendwie kaputt.

Blaumachen war nicht drin. Ich mußte raus, wälzte mich auf die Seite und schwang die Beine aus dem Bett.

Müde schlurfte ich ins Bad, auch mein Gedankenapparat wollte

nicht richtig in Schwung kommen. Ich schob dieses kaputte Gefühl der Frühjahrsmüdigkeit zu, die auch an mir nicht vorbeiging.

Nach dem Duschen ging es mir besser. Ich dachte wieder an unser Vorhaben und hoffte, im Laufe des Tages einen Erfolg zu erzielen. Suko sah frisch wie der Frühling aus, ich eher wie ein verwelkter Blumenstrauß.

»Hast du nicht geschlafen?« ärgerte mich mein Freund.

»Mit offenen Augen.«

»Toll, wie geht das?«

»Mußt du mal ausprobieren. Du fühlst dich hinterher, als könntest du Bäume ausreißen.«

»Gummibäume?«

»Auch die.«

Wir quälten uns mal wieder durch London. Heute hatte ich keine Lust, um zu schimpfen, und so rutschten wir weiter von Ampel zu Ampel oder von Kreisverkehr zu Kreisverkehr.

Glenda war schon da, sie hatte das schwarze Haar zum Pferdeschwanz gebunden.

Ein Lächeln auf dem Gesicht und ein helles Strahlen in den Augen. Neue Kleider trug sie ebenfalls. Die bunte Tupfenbluse hatte ich noch nicht gesehen und auch nicht den gelben Rock.

»Gehaltserhöhung bekommen?« fragte ich sie.

»Nein, nur einen neuen Freund.«

Ich schluckte. »Oho, der hat dir das alles gekauft.«

Glenda nickte. »Es gibt eben noch großzügige Kavaliere, mein lieber John.«

»Du mußt es ja wissen«, erwiderte ich und betrat mein Büro.

Dabei hörte ich Suko noch sagen: »Der Junge hat heute eine Laune wie ein Ehemann, wenn die Schwiegermutter mal wieder für eine Woche zu Besuch kommt. Grauenhaft.«

»Dann werde ich einen besonderen Kaffee kochen.«

»Ja, tu das.«

Als Suko unser gemeinsames Büro betrat, hockte ich schon hinter dem Schreibtisch, schaute durchs Fenster und besah mir den blaugrauen Himmel.

»Soll ich Marek anrufen?« fragte mich der Inspektor.

»Wieso?«

»Dir sieht man die Lust am Gesicht an« Das Telefon enthob mich einer Antwort. Es klingelte. Da ich näher am Apparat saß, hob ich auch ab. Die Stimme des Anrufers klang ziemlich weit weg und er begrüßte mich in deutscher Sprache.

»Na, du alter Dämonenfresser, schon auf den Beinen?«

»Will Mallmann!« stöhnte ich. »Weshalb nimmst du denn die Unkosten eines Telefongesprächs auf dich?«

»Ich rufe in der Tat aus meiner Wohnung an.«

»Bei deiner Sparsamkeit muß schon ein halber Weltuntergang auf dem Spiel stehen.«

»Das nicht gerade, aber es kann sich vielleicht dazu entwickeln. Ich sage nur ein Wort: Vampire!«

Schlagartig war meine Müdigkeit verschwunden. Suko hörte bereits mit, und wir waren gespannt auf den Bericht des deutschen Kommissars. Die Sache wurde immer interessanter. Als Will von den drei Buchstaben berichtete, die er gesehen hatte, nickten Suko und ich uns zu. Ich schrieb in Stichworten mit. Sehr bald stand auch der Name Blasek auf dem Papier. Das Wort Rumänien ebenfalls. Längst sahen wir klar. Zwischen Blasek und unserem Kovacz mußte es eine Verbindung geben Und hinter allem stand Lady X.

So jedenfalls sah ich es. Auch Will Mallmann teilte meine Ansicht. Er fragte nur noch, ob wir nach Rumänien fahren würden.

»Natürlich.«

»Ich muß leider in Deutschland bleiben«, erklärte Will. »Die würden mich nie einreisen lassen.«

»Wir haben doch auch guten Kontakt.«

»Trotzdem. Bis alle Formalitäten erledigt sind, dauert es. Ich könnte dabei auch nicht ohne Aufpasser agieren. Und vergiß nie, daß ich nicht in dem Sinne für die Polizei arbeite. Dann kommt noch etwas hinzu. Dieser Blasek liebt sein Rasiermesser. Er hat mich damit malträtiert. Mein Gesicht ist verpflastert, und der linke Arm hat auch etwas abbekommen. Diesmal bin ich außer Gefecht.«

»Schade.«

»Haltet ihr mich auf dem laufenden! Ich bin davon überzeugt, daß sich Blasek nach Rumänien abgesetzt hat. Wie euer Typ, von dem du berichtet hast.«

»Okay, Will, wir lassen wieder von uns hören. Und dann wünsche ich dir gute Besserung!«

»Danke!«

Suko und ich schauten uns an Meine Hand lag noch immer auf dem Hörer. »Alles deutet nach Rumänien hin«, murmelte ich. »Verdammt, wir müssen Marek erwischen.«

»Versuche es noch mal!«

Glenda brachte den Kaffee. »Hat sich eure Laune wieder gebessert?« fragte sie.

Suko protestierte. »Was heißt hier eure Laune? Ich war okay. John nicht.«

»Wir werden wohl bald eine Reise machen«, erklärte ich und bedankte mich für den Kaffee.

»Wohin?«

»In das Land der Karpaten. In eine schaurige, düstere Umgebung mit viel Nebel, dichtem Wald und den Vampiren, deren Schreie nach Blut die Nacht zerteilen.«

Glenda schüttelte den Kopf, bevor sie fragte: »Fahrt ihr wirklich nach Rumänien?«

»Es sieht so aus«, erwiderte Suko und hob seine Tasse.

***

Schnee lag nur noch auf den höchsten Gipfeln der Karparten. Ansonsten war die weiße Pracht weggetaut. Die ersten Frühlingsstürme hatten das Land geschüttelt und in den dichten Wäldern die Bäume umgerissen, die der Winter geschwächt hatte. Für die Holzfäller gab es bald wieder viel zu tun.

Der Winter war hart und lang gewesen. Die Menschen in den einsamen Dörfern sehnten sich nach dem Frühling der die Natur erwachen ließ und das Dunkle vertrieb.

Mit dem Dunklen war nicht nur die Nacht gemeint oder die kalte Jahreszeit, auch die unheimlichen Geschichten wurden zu Beginn der hellen Zeit in den Hintergrund gedrängt. Jetzt redete man nicht mehr so oft über die Boten der Finsternis, die Vampire. Viele hofften, daß auch sie dem Frühling Tribut zollen würden und in ihren Särgen oder Grüften blieben. Daß es Vampire gab, davon waren die Menschen im ehemaligen Transsylvanien fest überzeugt. Da konnten die offiziellen Stellen der Regierung noch so oft dagegensprechen, die Vampire waren einfach nicht wegzudiskutieren.

Und die Menschen hatten recht. Es gab noch Vampire. Die lebten allerdings in ihren Verstecken.

Der Baron von Leppe war das beste Beispiel gewesen. Sein düsteres Schloß mit dem unheimlichen Friedhof hätte schauerlicher gar nicht sein können. Dieses Gebiet war eine regelrechte Brutstätte für Vampire.

Nun lebte der Baron nicht mehr. Marek hatte ihn getötet, aber damit waren die Vampire ja nicht vernichtet. Zudem stand das Schloß leer, es wartete nur darauf, wieder bewohnt zu werden.

Menschen hatten kein Interesse daran, sie machten einen Bogen um den düsteren Bau, und selbst die Regierungsstellen und Funktionäre verschwiegen das Schloß. Sie taten einfach so, als wäre es überhaupt nicht vorhanden.

Gleichermaßen verhielt es sich mit den Vampiren Auch sie wurden verschwiegen, denn von offizieller Seite war man sich einig daß man das Problem nicht in den Griff bekam. Zudem gab es einige Funktionäre, die selbst an Vampire glaubten, dies jedoch nur im kleinen Kreis zugaben.

So kam es, daß durch die Ignoranz der Behörden ideale Bedingungen für eine Bestie wie Lady X geschaffen wurden. Schon immer hatte sie nach einem Ort oder Platz gesucht, den sie zu einer Zentrale umfunktionieren wollte. Sie mußte irgendwo bleiben, konnte sich nicht immer in den Höhlen der Anden mit ihren beiden Freunden Vampiro-del-mar und Xorron verstecken, nein, sie brauchte eine Operationsbasis, von der aus sie agieren konnte. Und sie hatte große Pläne!

Als gewaltiges Ziel stand immer noch der große Plan, sämtliche Vampire zu einer Allianz zu vereinigen. Natürlich unter ihrer Führung denn sie wollte die Blutsauger weltweit einsetzen. Und das Schloß des Barons war für Lady X der ideale Ausgangspunkt.

Hinzu kam noch, daß sie sich seltsamerweise stark nach Rumänien hingezogen fühlte. Sie gehörte zu den großen Verehrern des Vampirgrafen Dracula, der ja auch in Transsylvanien gelebt hatte, und Lady X wollte gewissermaßen eine Art Nachfolge antreten. Der Graf hatte eine grausame Regentschaft geführt, die von Lady X noch übertroffen werden sollte. Und dazu brauchte sie den Geheimbund der Vampire.

So hatte sie ihn genannt. Es war eine Allianz aus vier Menschen, die allesamt aus Rumänien stammten. Exilrumänen, die in anderen Städten Europas eine neue Heimat gefunden hatten, ohne zu wissen, daß sie den Vampirkeim in sich trugen. Sie alle hatten in ihrer Jugend eine Begegnung mit den Blutsaugern gehabt, waren allerdings nur »angebissen« worden und konnten entkommen.

Der Keim jedoch blieb. Und Lady X, die ja nicht faul war, sondern

sich mit ihnen beschäftigt hatte, wußte, daß sie irgendwann dem Trieb ihres Blutes gehorchen mußten.

Sie allein bestimmte den Zeitpunkt, und sie hatte sich entschlossen, daß es nun soweit war.

Ein günstiger Zeitpunkt lag vor ihr. Andere Dämonen hatten mit sich selbst zu tun. Der Spuk, Asmodis und seine Helfer waren darauf fixiert, die Großen Alten abzuwehren, und Lady X sah sich als lachende Dritte. Sie hatte keine Angst vor den Großen Alten. Wenn sie kamen, sollte ihre Streitmacht so groß sein, daß die Großen Alten durch die gestoppt werden konnten. Noch war dies Zukunftsmusik, zunächst einmal mußte der Plan in die zweite Phase gehen.

Phase eins lag hinter ihr. Die vier Männer wußten Bescheid. Sie waren ihrem und dem Ruf ihres Blutes gefolgt und befanden sich nicht nur in Rumänien, sondern auch an dem Punkt, wo alles seinen Anfang nehmen sollte.

In Baron von Leppes Schreckensschloß.

Er selbst lebte nicht mehr. Der Baron war gepfählt worden. Von dem letzten Marek, der den Beinamen der Pfähler trug und in den Karpaten ein bekannter Mann war. Viele Menschen vertrauten auf den Pfähler, der dieses Erbe von seinen Vorfahren übernommen hatte, und er steckte voller Haß auf die Blutsauger, denn dem Baron von Leppe war es gelungen, ihm die Frau zu nehmen.

Er hatte Marie Marek zu einer Vampirin gemacht, als ihr Mann nicht im Hause war und einen anderen Blutsauger jagte. Auch Marie Marek war gepfählt worden. John Sinclair, dem Geisterjäger, war nichts anderes übriggeblieben, als dies zu tun.

Marek hatte sich schrecklich an von Leppe gerächt. Beide waren in das Grab des alten Vampirs gestürzt, und dort hatte ihm Marek den Eichenpfahl in die Brust gestoßen[2]

Von Leppe war gepfählt und begraben!

Seit dieser Zeit war der alte Mann noch verbitterter geworden. Für

ihn gab es keine Freunde mehr, kein Lachen, sein Lebensziel war das Aufspüren und Jagen der Blutsauger.

Lady X wußte davon und sah der Sache gelassen entgegen. Marek war für sie kein Gegner. Sie wollte und würde ihn gewissermaßen nebenher ausschalten.

Es zählten allein die vier Vampire, die ihren Geheimbund gründen sollten.

Als Lady X daran dachte, begann sie zu grinsen. Ja, sie hatte es geschafft. Lady X fühlte sich stark. Sie war die Frau, die Bestie, die Blutsaugerin, die alles in die Wege leitete. Ihre Pläne gingen immer auf, und selbst der Satan konnte sie nicht stören…

Mit diesem Gedanken blieb sie in der kalten, düsteren Schloßhalle stehen und lachte.

Es war ein schauriges gellendes Lachen, ein unheimliches Versprechen, und es hallte von den kahlen Wänden wider, wobei es sich wie in einem Netz fing und in die Ohren der Blutsaugerin dröhnte. Tod, Vernichtung Grauen und Blut!

All dies wollte sie. Und sie würde ein Reich errichten, vor dem die Menschen zitterten. Wenn sich ihre Pläne erfüllten, dann würde Rumänien wieder ein Land der Vampire werden. Jeder Mensch sollte die schreckliche Bluttaufe erleben, keiner würde entkommen, und der Vampirkeim würde sich in Windeseile fortpflanzen, sich über das Land ausbreiten, in dem sie bald Königin war.

Von hier aus konnte der Siegeszug über die Welt beginnen. Rumänien zuerst, danach die Nachbarländer. Europa würde unter die Kontrolle der Blutsauger geraten.

Ihr Hunger nach Macht war nicht zu stillen, und kein anderer Dämon war in der Lage, sich ihr in den Weg zu stellen. Sie wollte alles zerstören. Der Anfang war gemacht.

Die vier befanden sich bereits im Schloß. Sie warteten auf ihre Herrin in den unheimlichen, weit verzweigten Kellerräumen des

düsteren Baus, wo das Grauen eine Heimat gefunden hatte.

In der Vergangenheit waren in den Kellergewölben schreckliche Dinge passiert. Baron von Leppe hatte dort gehaust und grausam gewütet. Zahlreiche Menschen waren ihm in der Vergangenheit zum Opfer gefallen.

Wenn die Pläne der Scott aufgingen, wollte sie noch härter zuschlagen als der alte Vampir-Baron.

Mit diesen Gedanken schritt sie die Treppe hinab. Es war eine breite Treppe, ebenso alt wie das Schloß. Die Stufen bestanden aus Stein, über die geisterhaft das Licht der in den Wänden steckenden Fackeln zuckten.

Ihr Widerschein traf auch die Fenster. Wer von draußen auf sie schaute, konnte das Gefühl haben, als würden rotgelbe Geister einen makabren Totenreigen tanzen.

Schon bald führte die Treppe in einem Bogen weiter und verschwand in der Tiefe.

Sie wurde auch schmaler, die Mauern noch düsterer und älter, dazu feuchter, und der graugrüne Schimmel wuchs auf ihnen wie eine zweite Haut.

Ein normaler Mensch hätte sich kaum getraut, die Treppe hinunterzugehen oder eine ungeheure Angst bekommen Für Lady X jedoch war diese Atmosphäre Balsam. Sie liebte das Morbide, die Düsternis, den Verfall und den lautlosen Schrecken. Ihre Schritte waren kaum zu hören.

Sie selbst paßte sich in ihrem Aussehen der Düsternis an. Ihr Gesicht sah bleich aus. Die Oberlippe hatte sie zurückgeschoben. Die Zähne schimmerten hell, wie spitze Messer schauten sie hervor, und sie waren an ihren Enden ein wenig nach innen gebogen.

Die ehemalige Terroristin hatte sich in der Tat zu einer Horror-Gestalt entwickelt.

Stufe für Stufe schritt sie hinab. Hier unten war die Luft stickiger.

Die Flammen der Fackeln bekamen nicht soviel Sauerstoff wie oben, deshalb brannten und loderten sie auch nicht so hell. Sie lagen manchmal waagerecht, und die Zungen waren wie gierige Hände, die nach der Umgebung zu tasten schienen.

Hier unten lagen nicht nur die ehemaligen Folterkeller, die Lady X wieder ihrer ursprünglichen Bestimmung zuführen wollte, sondern hier begannen auch die Geheim-und Verbindungsgänge, die unter der Erde herliefen und auch den Friedhof berührten, wo die uralten Gräber lagen. Zumeist waren die von Leppes dort verscharrt worden, aber es gab auch andere Menschen, die unter der feuchten Erde Transsylvaniens ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten.

Diese Gänge waren für sie ungemein wertvoll. Sie hatten sie ausgekundschaftet und sich auch für den Fall der Fälle einen Fluchtweg geschaffen. Vor einer Tür blieb sie stehen.

Sie bestand aus Holz. Es war alt und dick Eine Schimmelschicht lag darauf. Rechts und links der Tür leuchteten zwei Fackeln, deren zuckendes Spiel aus Licht und Schatten über das Holz tanzte. Lady X mußte einen schweren Riegel zurückschieben, um die Tür öffnen zu können.

Ein gänsehauterzeugendes Knarren ertönte, als die ehemalige Terroristin die Tür aufzog. Für sie war dieses Geräusch Musik, denn es paßte zu der gesamten Atmosphäre aus Angst und Grauen. Hinter der Tür lag der größte Raum. Auch er wurde durch Fackeln erhellt, und er war im Gegensatz zu den anderen Verliesen nicht leer. Man wartete auf Lady X.

Kaum hatte die ehemalige Terroristin die Tür aufgedrückt, als sich ihr vier Gesichter zeigten. Das waren ihre Diener!

Die Scott betrat den Raum. Zwei Schritte hinter der Tür bleib sie in ihrer lässigen Haltung stehen, die Maschinenpistole über der Schulter, den Würfel des Unheils am Gürtel, ein abschätzendes, kaltes Grinsen um beide Mundwinkel und die Augen zu leichten

Schlitzen verengt. So schaute sie auf die Männer.

Sie hatte schon kurz zuvor mit ihnen gesprochen und wollte nun dafür sorgen, daß sie die echte Vampirtaufe bekamen. Sie sollten zu Blutsaugern werden.

Jeden einzelnen schaute Lady X an, wobei sie kein einziges Wort sprach.

Ganz rechts von ihr stand Kovacz. Ein dunkelhaariger Mann mit dicken, schwarzen Augenbrauen. Er machte stets einen düsteren Eindruck war behaart fast wie ein Tier, und selbst auf seinen Handrücken wuchs der dunkle Haarflaum.

Blasek der Glatzkopf, stand neben ihm. Seine Augen blickten starr. Er selbst schleppte Übergewicht mit sich herum, und seine Hände zitterten. Blasek stand voll unter Dampf. Er konnte es kaum erwarten, dies war ihm anzusehen.

Der dritte im Bunde hieß Dranic.

Ein älterer Mann mit halblangen, grauen Haaren, der immer leicht gebückt ging und kaum etwas sagte. Er war als der große Schweiger bekannt.

Nicht weit von ihm und links der Lady X stand Zarkuc. Ein Heißsporn, Killertyp, denn ihn hatte die Widerstandsbewegung eingesetzt, wenn es galt, Feinde lautlos zu töten. Zarkuc lebte normalerweise in Oslo, dort hatte ihn auch der Ruf erreicht, und er war diesem sofort gefolgt. Der Mann sah von den Vieren am gefährlichsten aus. Er war durchtrainiert, und seine Bewegungen erinnerten an die eines Tigers, wenn er ging.

Kowacz kam aus London, Blasek aus Deutschland, Dranic aus Paris und Zarkuc aus Oslo. Getroffen hatten sie sich hier.

Die Scott ließ ihre Blicke wohlgefällig über die vier versammelten Männer schweifen, bevor sie nickte. Sie war mit der Musterung zufrieden, und ein kaltes Lächeln umspielte ihre Lippen. Dann deutete sie auf die vier schwarzen Särge, die hinter den Männern

standen.

»Habt ihr sie gesehen?«

»Ja«, erwiderte Zarkuc.

»Jeder von euch bekommt einen Sarg Ihr werdet tagsüber darinliegen und die Nächte abwarten. Dann könnt ihr die Särge verlassen, wie es sich für einen Vampir gehört.«

»Noch sind wir keine Vampire«, widersprach Blasek.

Lady X lachte. »Das weiß ich, aber es wird sich ändern. Ihr kennt meine Pläne. Seid ihr bereit, mir zu folgen, um die Weltherrschaft zu erringen?«

»Das sind wir«, antworteten die Männer im Chor.

»Gut«, flüsterte Lady X, »dann werde ich jetzt bei euch die Vampirtaufe vornehmen.«

Ihre Augen glänzten. Für einen Moment huschte ihre Zunge aus ihrem Mund und fuhr gedankenschnell über beide Lippen. Sie genoß die Atmosphäre der Düsternis, und der zuckende Fackelschein gab der Szene genau die Untermalung die sie für ihr Vorhaben benötigte. Bald würde etwas Schreckliches geschehen, aus Menschen sollten Blutsauger werden, und Lady X, selbst ein Vampir, gierte bereits nach dem kostbaren und für sie lebenswichtigen Saft.

»Komm her!« flüsterte sie Blasek scharf zu und zeigte dabei mit dem Finger auf ihn.

Blasek ging vor. Als Lady X den rechten Arm ausstreckte, blieb er stehen. Er spürte die Hand an seiner Brust, schielte nach unten und schaute auf die Finger, die sich zusammenzogen und ihn heranholten, denn sie hatten sich im Stoff seines Hemdes festgehakt.

Lady X beugte ihren Kopf nach unten. In den Augen lag ein gieriges Funkeln, die Mundwinkel waren in die Breite gezogen. Lady X wollte ihre scharfen Vampirzähne einsetzen.

Ihre andere Hand fand die Haare des Mannes, und sie drückte den Kopf nach links, damit sich die Haut am Hals des Opfers straffen

konnte.

Die Augen der Vampirin leuchteten für einen kurzen Moment auf. Darauf hatte sie gewartet, und im nächsten Augenblick stieß ihr Kopf nach unten wie der Schnabel eines Vogels, wenn er auf der feuchten Wiese einen Wurm gefunden hatte. Der Biß!

Ein scharfer, gleichzeitig süßer Schmerz durchfuhr den Mann, er zuckte unter dem Griff hoch, aber Lady X hielt ihn eisern fest. Sie preßte ihre Lippen auf die Stelle, wo sie auch gebissen hatte, und Sekunden später waren Geräusche zu vernehmen, die einem normalen Menschen einen Schauer über den Rücken getrieben hätten.

Nicht so Lady X, die das Blut des Mannes aussaugte und ihn weiterhin festhielt.

Die anderen drei schauten zu. Sie konnten sehen, wie es ihnen bald ergehen würde.

Hatte sich der Körper des Mannes noch in den ersten Sekunden bewegt, so flaute dies ab. Nach einer Minute lag er still, und Lady X trank weiter das Blut.

Niemand sprach, nur die Sauggeräusche waren zu vernehmen. Dazwischen das Schlürfen.

Zeit verging. Irgendwann hatte Lady X genug. Da ließ sie ihr Opfer einfach fallen, hob den Kopf und lachte.

Im Licht der Fackeln sah das Blut an ihrem Mund dunkel aus. Als wäre über die Lippen Farbe verteilt worden. Sie stieß ein satt klingendes Geräusch aus, duckte sich leicht zusammen und schaute die drei anderen der Reihe nach an.

Dann schoß ihr rechter Arm vor. Der ausgestreckte Zeigefinger deutete auf Kovacz. »Du, komm her!«

Kovacz nickte. Hätte ein anderer diese Worte zu ihm gesagt, er wäre nicht gekommen. Bei Lady X machte er die große Ausnahme. Kovacz erkannte sie als Herrin an.

Er warf noch einen Blick auf den regungslos am Boden liegenden

Blasek Dessen Gesicht leuchtete unnatürlich bleich im flackernden Licht der Fackeln. An seinem Hals rann ein schmaler Blutstreifen dünn nach unten und versickerte im Kragen.

Lady X wischte über ihren Mund. Zwar hatte sie bereits Blut getrunken, doch ihr Hunger war noch längst nicht gestillt. Jeder kam hier an die Reihe und mußte seinen Tribut zahlen.

»Auf die Knie!« zischte sie Kovacz zu.

Der gehorchte. Er fiel schwer hin, wäre fast noch gefallen und klammerte sich an den Beinen der Scott fest.

»Das ist gut«, sagte sie und beugte sich ebenfalls nach unten. Wieder griffen ihre Finger in die Haare des Mannes und drückten den Kopf nach hinten. Lady X sah die Ader unter der dünnen Haut. Die Zunge fuhr dabei über die Lippen, in den Augen lag ein gewisses Leuchten, und sie warf sich mit einem Knurren über den Mann, um dessen Blut in sich aufzusaugen…

***

Mittlerweile hatten sich die rumänischen Behörden an uns gewöhnt. Trotzdem zogen sie säuerliche Gesichter, als man uns am Flughafen von Bukarest abholte.

Der hohe Funktionär trug den üblichen Ledermantel und machte ein Gesicht als wäre ihm das alles zuwider. Ich kannte den Mann nicht, wir wurden immer von anderen Leuten empfangen, und er überfiel uns sofort mit einem Wortschwall, der aus einer Mischung zwischen Englisch und Rumänisch bestand.

Wir erfuhren zumindest, daß er Meyer hieß. Seine Großeltern stammten aus Deutschland, er war aber jetzt ein richtiger Rumäne, und er haßte alles, was er nicht beweisen konnte.

»Es gibt keine Vampire!« machte er uns immer wieder klar. »Da setzen Sie aufs falsche Pferd.«

»Wenn es keine gäbe, wären wir nicht hier«, erklärte ich ihm, als wir auf sein Büro zugingen.

»Ich verstehe meine Genossen nicht, daß man Ihnen vertraut.«

»Sie sind wenigstens ehrlich«, erklärte Suko.

»Wie meinen Sie das?«

»Nur so.«

Er bekam von dem falkengesichtigen Typ einen scharfen Blick zugeworfen, dann öffnete der Funktionär die Tür, und wir betraten einen kahlen Raum, der uns bekannt vorkam. Zollformalitäten wurden hier erledigt. Es ging alles glatt, und ich erkundigte mich, ob unser Leihwagen eigentlich bereit stand.

»Ja.«

»Was ist es für eine Marke?«

»VW Käfer.«

»Der ist zuverlässig«, sagte ich.

Meyer nickte. »Sie können meinetwegen losfahren, aber ich werde auch kommen.«

Überrascht hob ich die Augenbrauen. »Nach Petrila?«

»Wohin sonst?«

»Daran kann man wohl nichts ändern«, meinte Suko.

»Nein, das kann man nicht«, erklärte der Mann. »Jemand muß Ihnen ja auf die Finger schauen.«

»Sie sind davon überzeugt, daß wir umsonst in Ihr schönes Land gekommen sind?« fragte ich.

»Das bin ich allerdings.«

»Vergessen Sie nicht, daß wir schon mehrmals hier zu tun hatten. Es gibt die Blutsauger.«

»Im Märchen.«

»Ich hoffe nicht, daß Sie eines Besseren überzeugt werden«, antwortete ich. »Es könnte nämlich gefährlich für Sie ausgehen.«

»Ich war der beste Scharfschütze.«

Suko klopfte dem Mann auf die Schulter. »Dann üben Sie mal weiter. Aber mit geweihten Silberkugeln, wenn es geht.«

Der Funktionär bekam einen offenen Mund vor Staunen »Glauben Sie eigentlich all das, was Sie mir sagen?«

»Warum nicht?«

»Sie haben zu viele Dracula-Geschichten gelesen. Die Historie hat bewiesen, daß dieses alles Unsinn ist.«

Ich winkte ab. »Die Geschichte hat sich oft genug geirrt, mein Lieber. Denken sie mal darüber nach.«

Meyer schaute auf seine Uhr. »Sie können jetzt fahren, dann werden Sie am Nachmittag in Petrila sein.«

»Und Sie?«

»Ich komme auch«, erklärte er. Mehr sagte er nicht, grüßte nur und verschwand.

»Ein sehr angenehmer Zeitgenosse«, murmelte Suko. »So richtig nett, was meinst du?«

»Noch netter.«

Ein Beamter vom Zoll brachte uns zu einem abgesperrten Bezirk Dort stand auch der VW. Er schimmerte in der blassen Sonne. Hier in Bukarest merkte man den Frühling. Es war wesentlich wärmer als in London. Davon ließen wir uns allerdings nicht täuschen. In den Bergen kämpfte der Winter noch.

»Vollgetankt«, sagte der Mann vom Zoll.

Ich nickte und öffnete die Tür. Wie lange war es hergewesen, daß ich in einem Käfer gesessen hatte? Ich kam mir vor wie in einer Sardinenbüchse, aber ich würde den Wagen fahren und hoffte darauf, daß er uns nicht im Stich ließ.

Als wir losfuhren, grüßte der Zollbeamte. Suko hatte es sich auf dem Beifahrersitz bequem gemacht und meinte: »Man hätte uns einen Hubschrauber zur Verfügung stellen sollen.«

Ich drückte die Sonnenklappe nach unten. »Reines Wunschdenken. Nach den Erfahrungen unseres letzten Besuches werden sie sich hüten. Jarek, der Pilot, ist damals umgekommen.«

»Aber die ignorieren die Vampire noch immer«, sagte Suko und schüttelte den Kopf. »Wie kann man nur so borniert sein?«

»Vergiß nicht, daß wir in einem kommunistischen Staat sind. Da ist eben alles anders. Vampire dürfen nicht sein, und damit basta. Hast du das vergessen?«

»Manchmal schon.«

Ich lachte und bog auf eine der breiten Ausfallstraßen ein. Verkehr herrschte nur wenig. Auch die Flugaktivitäten hielten sich in Grenzen. Der große Touristenstrom würde erst einige Wochen später einsetzen. Marek hatten wir nicht erreichen können. Wo der wieder steckte, war selbst dem Bürgermeister von Petrila unbekannt. Er besaß das zweite Telefon im Ort.

Wir kannten den Mann gut. Ein wenig erinnerte er mich an den Bürgermeister aus dem Film »Don Camillo und Peppone.« Mirca wollte immer so diensteifrig sein und die Forderungen der Partei durchsetzen, tatsächlich jedoch war er eine Seele von Mensch. Man mußte ihn nur zu nehmen wissen. Und wir hatten ihm auch die Flasche Whisky mitgebracht, um die er uns bat. Kleine Geschenke erhalten eben die Freundschaft.

Die Karpaten, in die wir hineinmußten, lagen wie eine Wand vor uns. Trotz der Frühlingssonne lag noch Schnee auf den Kuppen. Ein herrliches Bild.

»Und wenn wir die Reise umsonst gemacht haben?« fragte Suko plötzlich.

Ich hätte fast das Lenkrad verrissen. »Mal den Teufel nicht an die Wand. Alle Spuren führen nach Rumänien.«

»Aber nicht zu der Burg des Barons.«

»Dann legen wir sie eben dahin«, erwiderte ich wütend und gab mehr Gas…

***

Phase zwei des großen Plans hatte ebenfalls vorzüglich geklappt.

Lady X konnte es als hochzufrieden bezeichnen. Sie hatte diese Menschen zu ihren Dienern gemacht und im flackernden Schein der Flammen zugesehen, wie sie sich in Vampire verwandelten.

Sie waren danach aufgestanden und dort verschwunden, wo die ehemalige Terroristin es haben wollte.

In ihren Särgen!

Beruhigt hatte Lady X das Schloß verlassen und war den nächsten Tag über in der Umgebung umhergestreift. Sie hatte sich das Terrain genau angeschaut, besonders den alten Friedhof, unter dessen feuchter Erde der alte Vampir-Baron von Leppe gelegen hatte. Er existierte nicht mehr, man hatte sein untotes Leben radikal zerstört, aber Lady X hatte dessen Erbe übernommen. Nicht umsonst hatte sie genau die Burg ausgewählt. Sie wurde von den Menschen gemieden denn dieses Gemäuer galt als verflucht. Es rankten sich zahlreiche Legenden darum, das Grauen hatte Einzug gehalten, und die Menschen hatten recht.

Selbst bei Sonnenschein sah die alte Burg noch düster aus. Von ihr strömte ein Flair aus, das man mit dem Begriff unheimlich umschreiben konnte. Sogar von außen war zu spüren, daß hinter den Mauern das Grauen lauerte.

Wer diese Burg auf dem Berg in Besitz nahm, der herrschte über die gesamte Umgebung denn man konnte sie ausgezeichnet verteidigen. Angreifer mußten die steilen Hänge hoch und sich durch den Wald wühlen, dessen Bäume dicht an dicht standen, so daß kaum ein Pfad durch das Dickicht führte, sondern höchstens ein Wildwechsel. Lady X wußte nicht, wer in den feuchten Gräbern noch alles lag. Vielleicht waren es auch Vampire, denn der Baron von Leppe hatte während seiner Regentschaft regelrecht gewütet. Er war verrufen gewesen, sein Name verbreitete Angst und Grauen, die Menschen sprachen noch heute nur im Flüsterton von ihm.

Die ehemalige Terroristin gehörte zu einer modernen Generation

von Vampiren. Das heißt, sie konnte sich auch während des Tageslichts bewegen, hütete sich allerdings, ihren Körper allzu starken Sonnenstrahlen auszusetzen. Das schwächte auch sie, nur zerstörten die Strahlen sie nicht.

Als der Tag vorbei war und die Sonne allmählich sank schaute sie vor dem Portal des Schlosses stehend zu, wie der dunkelrote Ball allmählich hinter den Bergen verschwand.

Sofort wurde es kühler.

Die ersten Schatten der Dämmerung krochen über den Himmel. Wie lange, graue Tücher wirkten sie, und um die Lippen der Blutsaugerin spielte ein Lächeln.

Die Zeit war reif…

Sie blieb noch eine Viertelstunde stehen und schaute dem Naturschauspiel zu. Und sie sah, wenn auch nur schwach, einen hellen runden Fleck hinter diesigen Wolken schimmern.

Es war der Mond!

Gab die Sonne den normalen Lebewesen Kraft und Energie, übernahm der Mond die gleiche Funktion bei den Gestalten der Finsternis. Sie badeten sich in seinem Schein, tankten seine Energien und blühten unter seinen Strahlen förmlich auf.

Der Mond war ein Freund der Dämonen!

Sie schaute minutenlang zu ihm hoch. Danach nickte sie zufrieden. Diese Nacht war für sie wie geschaffen. Sie wollte ihre vier Diener losschicken, damit sie ihre ersten »Taten« vollbrachten. In der folgenden Nacht sollte der Geheimbund der Vampire seine Existenzberechtigung bekommen.

Nachdem Lady X lange genug in die Wolken geschaut hatte, machte sie kehrt und betrat ihr düsteres Refugium. Die Kälte der Schloßhalle nahm sie auf.

Es gab keine Möbelstücke mehr, alles war herausgenommen worden. An den Wänden, wo sonst die großen Bilder gehangen

hatten, klebten dicke Spinnenweben, die ihre Muster in großer Vielfalt zeichneten. So etwas störte die Vampirin nicht. Für sie war wichtig ungestört agieren zu können.

Rasch ging sie in den Keller. Die breite Treppe kannte sie inzwischen. Sie hätte den Weg auch im Dunkeln gefunden, dazu brauchte sie nicht das Licht der Fackeln.

Nur ihre Schritte waren zu hören, als sie in die Tiefe stieg. Das Kellergewölbe saugte sie förmlich auf. Manchmal huschte der Widerschein einer Flamme über ihr Gesicht, malte Schatten auf die Haut und verzerrte die Züge zu einer Grimasse.

Immer tiefer ging sie und erreichte die große Tür zu den Kellergewölben. Dort befand sich das Zentrum des Grauens, für sie das Herz der Burg und als sich die Tür knarrend öffnete, verzog sich auch der Mund der Blutsaugerin zu einem Lächeln.

Bald war es soweit.

Sie hatte die Fackeln in dem Gewölbe austauschen müssen, weil sie zum Großteil heruntergebrannt waren. Jetzt leuchteten die Flammen höher, berührten auch die Decke und zauberten dort fratzenhafte Gestalten und Gebilde.

Vier Särge!

Ein Mensch hätte sich gefürchtet. Allein das Vorhandensein der Särge reichte dafür schon aus. Hier kam noch die schaurige Umgebung hinzu, und irgendwie paßten die schwarzen Totenkisten auch in das Verlies. Sie standen nebeneinander, die Deckel waren geschlossen. Allein Lady X wußte, daß es nicht lange mehr so bleiben würde, dafür wollte sie schon sorgen.

Kaum hatte sie die ersten Schritte in das Verlies getan, als sich der Deckel des rechten Sargs bewegte. Er schabte über den Rand der unteren Hälfte. Deutlich war das Geräusch zu vernehmen, und Lady X drehte langsam den Kopf nach rechts.

Was würde geschehen?

Sie wußte es, war dennoch gespannt, und ihre teuflische Blutrechnung ging voll auf.

Der erste Vampir verließ seinen Sarg.

Wahrscheinlich hatte ihn das Mondlicht gelockt. Trotz der dicken Mauern mußte er den Tageswechsel bemerkt haben, und wenn die Nacht hereinbrach, hielt es keinen Blutsauger mehr in seinem Grab oder Sarg. Dann mußte er raus, um auf die Jagd nach dem kostbaren Lebenssaft zu gehen. Erst wenn der Hahn schrie und der Tag die Schatten der Nacht verdrängte, zog es ihn wieder zurück in seine »Schlafstätte.«

Der Deckel kippte und fiel mit einem dumpfen Geräusch auf den zerissenen Steinboden des Verlieses.

Lady X hatte eine freie Sicht in den Sarg.

Es war der glatzköpfige Blasek der dort auf dem Rücken lag. Noch war sein Mund geschlossen. Der kahle Kopf und sein Gescht wirkten wie eine bleiche Kugel. Die Augen bewegten sich in den Höhlen. Sie schienen sich wie zwei Räder zu drehen und ihren Blick auf Lady X einzupendeln. Die Hände lagen auf dem Leib. Jetzt öffneten und schlossen sie sich. Mal bildeten sich Fäuste, dann lagen sie wieder flach. Ein Zeichen dafür, daß der Vampir von einer gewissen Unruhe gepackt worden war.

»Komm hoch, Blasek!« flüsterte Lady X. »Los, steig aus deiner Totenkiste! Die Zeit ist reif.«

Spaltbreit öffnete der Vampir den Mund. Ein unheimliches Stöhnen drang daraus hervor, dann hob er beide Arme an und stützte seine Hände links und rechts auf die Ränder des Sargs.

So drückte er sich hoch. Steif war sein Oberkörper, sein Gesicht glich dem am Himmel stehenden Mond, und als er den Mund weit öffnete, waren seine beiden spitzen, an den Enden etwas nach innen gebogenen Vampirzähne zu sehen.

Der Biß hatte bei ihm voll durchgeschlagen.

Blasek verließ seinen Sarg. Er stand noch ein wenig unsicher auf den Beinen, glich einem Menschen, den man unsanft aus dem Schlaf gerissen und dann einfach auf die Füße gestellt hatte. Er lief im Kreis, schaute sich um und blieb stehen, als sein Blick die Blutsaugerin voll erfaßte.

Lady X nickte zufrieden. »Du weißt jetzt, daß du nach der Vampirtaufe nur zu mir gehörst?«

»Ja.«

»Und du weißt, daß es nur eine gibt, der du gehorchen mußt.«

»Das bist du.«

»Genau richtig mein Freund.« Die Scott lächelte kalt. »Und welch einen Wunsch hast du jetzt?«

»Blut!« keuchte Blasek, »ich will Blut. Ich brauche es, das merke ich. Gib mir Blut!«

Die ehemalige Terroristin schüttelte den Kopf »Nein«, sagte sie. »Ich kann es dir nicht geben, mein Freund. Du mußt und wirst es dir selbst holen müssen.«

»Wo?« schnappte der Blutsauger.

»Nicht weit von hier gibt es Dörfer. Dort wohnen Menschen, und bei ihnen fangen wir an. Merke dir den Namen Petrila. Dort werden wir zuerst einfallen, denn da gibt es einen Mann, den wir unbedingt erledigen müssen. Er heißt Marek ist ein Vampirjäger, und wird auch der Pfähler genannt. Seine Frau haben wir ihm bereits genommen, nun ist er an der Reihe. Gegen den Geheimbund der Vampire kommt er nicht an.«

Als Blasek diese Worte vernahm, wurde er unruhig. »Wann soll ich los?«

»Einen Augenblick noch. Es soll richtig dunkel werden. Der Mond muß leuchten, und deine Freunde sollen die Särge verlassen haben. Aber etwas anderes. Hast du noch dein Rasiermesser?«

»Ja.«

»Dann setze es gegen ihn ein. Du kannst mit allem kämpfen, nur erledigen mußt du ihn. Ich habe Marek für dich ausgesucht, schaffst du es nicht, werde ich mich um ihn kümmern.«

»Nein, ich werde ihn…« Blasek verschluckte seine nächsten Worte, denn mit einem Knall war der zweite Sargdeckel zu Boden gefallen.

Dranic, der Mann mit den grauen Haaren, hatte ihn zu Boden geschleudert, und er sprang förmlich aus der Totenkiste, wobei er sich wild umschaute.

Lady X lachte auf. »Ich begrüße dich in unserem Kreis, Freund Dranic«, bemerkte sie.

Der Alte stand still. Er beugte seinen Oberkörper vor und öffnete den Mund. Sein Gesicht verzerrte sich dabei zu einer Grimasse, er zeigte seine beiden Zähne, und ein drohendes Knurren drang aus seinem offenstehenden Maul.

»Er will Blut«, sagte Lady X lachend. »Er will Blut, und ich werde dafür sorgen, daß er es bekommt.«

Dranic nickte. Er schaute sich dabei um, sah Blasek und zuckte zusammen. Für einen Moment sah es so aus, als wollte er ihn anspringen, dann öffnete Blasek den Mund und präsentierte ebenfalls seine Vampirzähne.

»Laß es sein!« sagte Lady X.

Dranic nickte. Aus seiner Kehle drang ein tiefes Knurren, er wirbelte herum und riß den nächsten Sargdeckel in die Höhe, so daß der dritte Vampir aus seinem »Bett« klettern konnte.

Es war Kovacz.

Dessen Gesicht verzerrte sich sofort. Er riß sein Maul weit auf, die Zunge schlug wie eine Peitsche hervor, und mit einem geschmeidigen Satz verließ er den Sarg.

Lady X streckte ihren Arm aus. »Beherrsche dich!« zischte sie. »Du bekommst dein Blut!«

»Wo?« Er schaute sich um. »Wo ist es?«

»Wir werden dieses Schloß bald verlassen, dann kannst du es dir holen.«

»Ich… ich…«

Das war genau die Zeit, als der vierte im Bunde den Sarg verließ. Zarkuc, der Mann aus Oslo, hatte freie Bahn. Er war am wildesten und jagte auf Lady X zu. Seine Arme hatte er ausgestreckt, die Vampirzähne waren gefletscht, doch Lady X zeigte ihm sofort, wer hier zu bestimmen hatte. Von ihrer Schulter ließ sie die Maschinenpistole rutschen und drosch damit zu. Von unten nach oben führte sie den Schlag der den Vorwärtsdrang des Vampirs nicht nur stoppte, sondern Zarkuc auch zurückschleuderte, daß er fast wieder in den Sarg gefallen wäre.

»Ich gebe hier den Ton an!« erklärte Lady X scharf. »Ihr werdet euer Blut bekommen, den Zeitpunkt bestimme ich.«

Die vier Monstren nickten. Sie verhielten sich plötzlich ruhig denn die Fronten waren geklärt.

Trotzdem zeigten sie Unruhe. Für Lady X verständlich. Sie erinnerte sich noch deutlich daran, wie sie zu einem Vampir geworden war und welch eine Sucht nach Blut sie dabei überfallen hatte. Deshalb konnte sie die anderen verstehen.

Lady X hob die Hand.

Die vier Vampire verstanden das Zeichen. Augenblicklich waren sie still. Sie standen fast neben ihren Särgen und schauten ihre Herrin aus kalten Augen an.

»Ihr werdet euer Blut bekommen«, erklärte Lady X »In wenigen Minuten habt ihr die Chance, diese Burg zu verlassen. Ihr müßt hinunter in die Dörfer, dort leben die Menschen, dort warten sie auf euch. Und sie werden keine Chance haben, wenn ihr wie ein Unwetter über sie kommt. Ihr Blut ist eure Stärkung.«

Die vier nickten.

»Wenn ihr den Vampirkeim gelegt habt, kehrt ihr wieder in dieses Schloß zurück. Hier könnt ihr euch am Tage aufhalten. Die Särge sind eure Betten und ihr vier gehört zu meinem Geheimbund. Wir zusammen haben in diesen Augenblicken den Geheimbund der Vampire gegründet, der auch noch ein äußeres Zeichen bekommt.«

Lady X verließ ihren Platz und ging dorthin, wo Schatten die Winkel des Verlieses ausfüllten. Sie hatte dort etwas abgelegt. Es waren Tücher, die sie mit der rechten Hand aufhob. Jedenfalls sah es im ersten Augenblick so aus. Bis Lady X jedem Vampir ein Tuch zuwarf.

Noch in der Luft entfalteten sie sich. Aus den Tüchern wurden dreieckige rote Kapuzen, und jeder bekam eine.

»Streift sie euch über!« befahl die Scott. »Als äußeres Zeichen des Geheimbundes werdet ihr sie tragen, wenn ihr in die Dörfer einfallt.«

Die vier schnappten zu.

Zunächst zögerten sie, doch Lady X drängte weiter. Sie wollte, daß die Diener die Kapuzen aufsetzten.

Blasek gehorchte als erster. Er streifte den Stoff über seinen Kopf. Wie ein Klan-Mann sah er aus, nur war dessen Kapuze weiß, während diese hier in einem satten Rot schimmerte.

Rot wie das Blut der Menschen.

Wenig später standen alle vier mit übergestreiften Kapuzen vor ihrer Herrin.

Lady X nickte zufrieden. »Los, denn!« sagte sie mit fester Stimme. »Die Menschen warten…«

***

Marek, der Pfähler, streckte seinem Freund Rastec die Hand entgegen.

»Ich danke dir, die beiden Tage haben mir gutgetan.«

Rastec winkte ab. »Du weißt doch, Frantisek daß du bei mir immer

willkommen bist. Jetzt, wo wir beide Witwer sind…«

Marek nickte. »Leider.« Er blickte zu Boden. »Ich kann es noch immer nicht fassen.«

Seine Stimme ging im Lärm des Markttrubels unter. Er hatte nicht nur seinen Freund besucht, sondern auch eingekauft. In diesem großen Ort war einmal in der Woche Markt. Aus den Dörfern der näheren Umgebung trafen sich die Bauern, um ihre Ware anzubieten.

Im Winter gab es kaum Stände, doch jetzt, wo sich der Frühling über dem Land ausbreitete, krochen sie aus ihren Höhlen. Es herrschte ein buntes Leben und Treiben auf dem Marktplatz, wo nicht nur Waren aller Art verkauft wurden, sondern auch lebende Tiere. Da grunzten Schweine, krähten Hähne, gackerten Hühner, quiekten Küken und schnatterten Gänse.

Marek hatte den Markt nicht besucht, um Getier zu erwerben, er wollte etwas anderes besorgen, ein Gewürz, das er unbedingt brauchte. Knoblauch!

Er hatte zahlreiche Stauden gekauft, denn sie sollten den Sommer über halten, und er brauchte sie auch nicht nur für sich, sondern für die Menschen in Petrila.

Marek besaß Erfahrung.

Er wußte, wie gefährlich die in Rumänien lebenden Blutsauger waren. Da gab es nichts wegzudiskutieren, und mit der Vernichtung des Barons war die Gefahr nicht gebannt. Im Gegenteil, sie lauerte im Verborgenen und wartete nur darauf, um sich zu zeigen.

Marek hatte auch von Lady X gehört, einer brandgefährlichen Vampirin die sich anscheinend in Rumänien sehr wohlfühlte, und er ahnte, daß er auf ihrer Liste stand.

Aber nicht nur er.

Auch die Menschen in Petrila, seinem Heimatdorf, waren gefährdet. Jeder wußte von der Vampirplage, und es gab keinen, der sie ignorierte oder abstritt. Marie Mareks Tod war ein erschreckendes

Beispiel dafür gewesen. Seit dieser Zeit verfolgte der alte Frantisek die Blutsauger noch verbissener.

Er hatte seinen Freund Rastec besucht und mit ihm über alles gesprochen.

Dann hatten sie getrunken. Selbstgebrannten Schnaps, und die Zeit des Besuchs war länger geworden Marek hatte nichts zu versäumen, auf ihn wartete niemand zu Haus, die Schmiede versorgte ein Gehilfe, so daß er sich um die Vampirjagd kümmern konnte.

Grausam waren die Blutsauger. Sie kannten kein Pardon, und es gab immer wieder Überraschungen, wenn sie aus längst vergessenen Gräbern oder Grüften stiegen, um die Menschen anzufallen.

Rastec warf einen Blick auf den Lada seines Freundes. Marek hatte sich diesen Wagen geleistet. Auf der Rückbank lagen, gestapelt bis zur Decke, die Knoblauchstauden. Sie sollten mithelfen, die Blutsauger aus Petrila fernzuhalten.

»Willst du nicht doch noch einen Tag bleiben?« fragte Rastec.

»Nein, mein Freund, nein. Die Menschen warten auf mich. Sie wollen Knoblauch haben und die Stauden an ihre Fenster hängen.«

»Aber das ist ja wie im späten Mittelalter.«

»Leider ist es so. Die Zeiten haben sich im Prinzip nicht geändert. Noch immer gibt es die Geschöpfe der Nacht, und noch immer machen sie Jagd auf Menschenblut.«

»Gib acht, daß es dich nicht erwischt.«

Marek hob die Schultern. Sein faltiges Gesicht verzog sich zu einem verschmitzten Lächeln. »Ich bin ein Profi. Ich rieche diese Blutsauger. So leicht lasse ich mich nicht unterkriegen.«

»Hoffentlich, Freund, hoffentlich.« Rastec schaute auf den vollbepackten Wagen. »Und wann besuchst du mich wieder?«

»Ich kann es dir nicht sagen. Man braucht mich in Petrila. Die Menschen verlassen sich auf mich.«

»Ja, das glaube ich dir, alter Freund.«

Marek bedankte sich noch einmal für die Gastfreundschaft und stieg in sein Auto. Er besaß den Lada bereits einige Jahre, und der Wagen hatte ihn noch nie im Stich gelassen. Er war sogar als Leichenfahrzeug verwendet worden, als Marek seinen alten Freund Stephan ins Dorf gebracht hatte, um anschließend vom Tod seiner Frau zu erfahren.

Es waren für ihn schreckliche Stunden gewesen, und Marek wurde immer wieder daran erinnert. In den langen Nächten spürte er die Einsamkeit besonders. Da konnte er nie schlafen, und wenn er neben sich griff, fand er ein leeres Bett vor.

Marie war nicht mehr.

John Sinclair hatte sie töten müssen. Erst wollte Marek den Freund aus England dafür hassen, doch er hatte einsehen müssen, daß John Sinclair nicht anders konnte.

In den langen schlaflosen Nächten, als er oft am Fenster stand und in die Dunkelheit starrte, hatte er dem Geisterjäger mehrmals Abbitte geleistet.

Die Vampire waren da!

Das spürte Marek Im Laufe der Jahre hatte er ein Gefühl dafür entwickelt. Er konnte die Gefahr zwar nicht greifen oder ihr begegnen, doch er wußte genau, daß er sie nicht hatte ausschalten können. Rumänien, besonders Transsylvanien war verseucht. Die Blutsauger lauerten in den finsteren Wäldern und Grüften. Sie schlichen in der Nacht umher und suchten die Opfer.

Marek hatte den Ort verlassen. Es gab in diesem Teil keine Schnellstraßen oder Autobahnen, nur einfache Wege, die zum Großteil nicht einmal eine Asphaltdecke besaßen. Häuser tauchten seltener auf, ab und zu sah Marek Gehöfte, die sehr verstreut standen. Autos begegneten ihm kaum. Zumeist waren es Pferdegespanne, die ihm entgegenkamen.

Er fuhr in die Berge.

Hatte er in der kleinen Stadt noch die Nachmittagssonne genießen können, so verschwand sie jetzt zwischen den engen Tälern und Berggraten. Man merkte bereits die Kühle des Abends, und Marek der die Strecke kannte, wußte genau, daß er Petrila vor der Dunkelheit nicht mehr erreichen würde. Er hatte sich verplaudert.

Das paßte ihm nicht. Nun würde er erst am anderen Tag dazu kommen, die Knoblauchstauden zu verteilen. Dabei hatte er es sich für den Tag vorgenommen.

Düster war der Wald.

Tannen und Fichten standen so dicht, daß es kaum ein Durchkommen gab. Auch bei Tageslicht war der Wald dunkel. Ein dichtes Unterholz sorgte dafür, daß es Mensch und Tier noch schwerer fiel, ihn zu durchqueren.

Marek fuhr ziemlich schnell. Der Wagen wurde durchgeschüttelt. Schlaglöchern konnte er nicht ausweichen, er mußte einfach hindurch und hatte zudem noch Pech, als er vor sich und mitten auf dem Weg einen abgeknickten Baum sah.

Marek bremste.

Sein Gesicht verzog sich voller Wut.

Jetzt mußte er allein den Baumstamm wegschaffen. Zum Glück war er so gefallen, daß der Großteil des Weges von Zweigen und Ästen bedeckt wurde, die konnte er zur Not abreißen.

Marek machte sich an die Arbeit. Er arbeitete so verbissen, daß er zu schwitzen anfing. Schließlich hatte er so viel Platz geschaffen, um durchfahren zu können.

Aufatmend wollte er wieder in seinen Wagen steigen, als er an der Tür stehenblieb und stutzte.

Da war etwas!

Marek schluckte. Im Gebüsch hatte sich was bewegt. Es konnte ein Tier sein, ebensogut ein Mensch. Marek öffnete seine Jacke. Darunter trug er den alten Eichenpfahl, den er von seinen Vorfahren

geerbt hatte. Marek war immer darauf gefaßt, plötzlich einem Vampir gegenüber zu stehen, deshalb sah er seine Reaktionen nicht als eine übertriebene Vorsicht an. Bis dicht an den Wegrand trat er, blieb stehen und versuchte, mit seinen Blicken das Unterholz zu durchdringen.

Es war einfach zu sperrig und zu dicht. Erkennen konnte er nichts. Und doch war das Geräusch dagewesen, das ihn so irritiert hatte. Marek wollte ihm auf den Grund gehen. So etwas wie Jagdfieber war in ihm erwacht, er zuckte jedoch zurück, als vor ihm aus dem Unterholz zwei Tiere hervorschossen.

Es waren Füchse, und sie hatten eine panische Angst. Wie von Furien gehetzt, jagten sie über den Weg und verschwanden an der anderen Seite zwischen den Nadelbäumen.

Frantisek Marek atmete auf. Allerdings war er nur für einen Moment beruhigt, denn die Aufregung der Tiere gab ihm zu denken. Was konnte die Füchse gestört haben?

Marek dachte nach und kam zu dem Entschluß, daß er es nicht gewesen sein konnte. Sie waren tief aus dem Wald gekommen, da mußte es eine andere Ursache geben.

Vielleicht ein Vampir?

Der Pfähler dachte immer daran. Wenn irgend etwas vorfiel, das nicht in den normalen Rahmen hineinpaßte, dann brachte er es immer in Verbindung mit den Blutsaugern.

Seiner Meinung nach waren hier Vampire am Werk gewesen, die die Tiere erschreckt hatten.

Das Unterholz konnte man fast als undurchdringlich bezeichnen, doch Marek ließ sich davon nicht abhalten. Er hatte einmal Blut geleckt, und er wollte der Ursache auf den Grund gehen.

Mit großen Schritten stampfte er vor und versuchte, das Unterholz zu durchbrechen. Einfach war es nicht, die Äste und Zweige glichen sperrigen Armen, die nach ihm griffen und ihn unbedingt festhalten

wollten. Sie zerrten an der Kleidung aber Marek ließ sich nicht beirren, er ging weiter, sackte einmal in einen Graben ein und blieb nach der Barriere geduckt stehen, um in den Wald zu starren. Lauerte dort in der Dunkelheit der Feind? Marek sah und hörte nichts. Er empfand diese Ruhe als geheimnisvoll und irgendwie unheimlich. Sie kam ihm nicht natürlich vor, die Geräusche des Waldes waren nicht mehr zu hören, selbst der Wind schien eingeschlafen zu sein Nur noch die Spitzen der Nadelbäume bewegten sich.

Da hörte er das Knacken!

Irgendwo vor ihm war es aufgeklungen, und sofort spannte sich seine Haltung. Über seinen Rücken kroch eine Gänsehaut, er schluckte, sein Adamsapfel tanzte dabei, die Augen hatte er weit aufgerissen und starrte nach vorn.

Das Knacken wiederholte sich nicht.

War es doch ein Tier gewesen?

Da hörte er es wieder. Diesmal an einer anderen Stelle, und zwar weiter links von ihm.

Wieder knackten die Äste. In der Stille klang das Geräusch noch lauter. Marek war fest davon überzeugt, daß jemand auf ihn lauerte. Er brauchte nicht nur seinem Gefühl nachzugehen, sondern hatte seiner Ansicht nach jetzt den Beweis bekommen.

In der rechten Hand hielt er den alten Eichenpfahl. Die Spitze deutete nach vorn. Sie schimmerte blank, war schon oft vom Blut der erledigten Vampire abgewaschen worden.

Langsam drehte sich der Pfähler im Kreis. Er ärgerte sich, keine Taschenlampe dabei zu haben, und richtete sich darauf ein, noch einmal zum Wagen zurückzulaufen und die Lampe zu holen. Für den Augenblick hatte er seinen Job und die Menschen in Petrila vergessen, ihn interessierten nur die unheimlichen Geräusche inmitten des Waldes. Marek lief wieder zurück Abermals begann der Weg durch das Unterholz. Diesmal nahm er die Stellen, die er schon

einmal gegangen war. Durch sein Gewicht hatte er sich ein wenig mehr Platz geschaffen. Endlich stand er auf der Straße, ging die letzten Schritte und erreichte seinen Wagen.

Die Lampe lag im Handschuhfach. Er öffnete die Tür, beugte sich in den Lada hinein und hörte plötzlich Schritte.

Blitzschnell zuckte er wieder zurück.

Die Gestalt war wie ein Geist aufgetaucht. Aus dem Unterholz war sie gekommen, setzte mit einem gewaltigen Satz über den Straßengraben und stand schräg neben der Kühlerhaube des Lada.

Trotz der schlechten Lichtverhältnisse konnte Frantisek Marek die dunkle Kapuze erkennen, die der Ankömmling über seinen Kopf gestreift hatte. Er sah auch noch mehr.

In der rechten Hand hielt der Kerl ein aufgeklapptes Rasiermesser!

***

Petrila!

Irgendwie war uns dieser Ort schon zu einer Art Heimat geworden, denn nicht zum erstenmal besuchten wir ihn.

Petrila in den Karpaten, im tiefsten Transsylvanien, umgeben von hohen Bergen, dichten Wäldern und einer Einsamkeit, die auf sensible Gemüter bedrückend wirkte.

Ich hätte in diesem Ort auch nicht immer wohnen wollen, aber wer hier geboren war, liebte seine Heimat eben. Das konnte ihm auch niemand verdenken.

Auch Frantisek Marek hatte hier sein Leben verbracht. Er arbeitete als Schmied, und gleichzeitig verwaltete er ein altes Erbe seiner Vorfahren. Die Mareks waren schon immer Vampirjäger gewesen, und bei einem Ausflug in die Vergangenheit hatte ich sogar einen Marek kennengelernt. Einen Ahnherrn des Jetzigen, wohlgemerkt.[3]

Auf dem Wege nach Petrila hatten wir beide unsere Unruhe zugegeben. Es war seltsam, daß wir von dem Pfähler nichts gehört hatten, und wir hofften, ihn noch gesund vorzufinden.

Wie immer wurde ein fremder Wagen, wenn er durch den Ort rollte, bestaunt. Selbst mit unserem alten VW ging dies nicht anders, die Leute blieben stehen und schauten.

Im letzten Licht des Tages erreichten wir Petrila. Ein paar Minuten später würde die Dunkelheit alles wie ein gewaltiger Mantel zudecken. Wo die Schmiede des alten Marek lag wußten wir inzwischen, deshalb fuhren wir vor und stoppten neben dem Bau.

Vom Auto aus sahen wir, daß der Pfähler wahrscheinlich nicht zu Hause war, denn hinter den Fenstern brannte kein Licht. In der Schmiede wurde ebenfalls nicht gearbeitet. Mareks Gehilfe hatte bereits Feierabend gemacht. Vor der Tür stand ein Kutschwagen, dessen Deichsel den Boden berührte.

Im Ort selbst war es still. Ich kannte hier in Petrila keine Hektik. Das Leben lief gemächlich ab, allerdings machten mir die meisten Einwohner einen bedrückten Eindruck. Sie schienen eine unsichtbare Last auf ihren Schultern mitzuschleppen.

Da der alte Marek kein Klingelschild besaß, mußte ich gegen die Tür klopfen. Es war ja möglich, daß er nur schlief und wir ihn erst wecken mußten.

Zur Haustür ging ich die alten Steinstufen hoch und donnerte mit der Faust gegen die Tür.

Sie erzitterte zwar, die Schläge hallten auch innerhalb des Hauses wider, eine Antwort bekam ich allerdings nicht. Frantisek Marek schien tatsächlich nicht zu Hause zu sein.

Suko war am Wagen stehengeblieben. Als ich zurückkam, sagte er:

»Wenn jemand was weiß, dann unser Freund, der Bürgermeister.«

»Der hat sein Büro auch schon zu.«

»Finden werden wir ihn.«

Wir fanden ihn auch. Und zwar in einem Gasthaus.

Es war eine alte Gaststube, deren dicke Balken sich unter der Last der Jahrhunderte zu biegen schienen. Unter der Decke des Lokals

sahen wir die langen verräucherten Stäbe. Der Boden besaß nur zum Teil eine Holzunterlage, der andere Teil war blanker, festgestampfter Lehm.

Als wir das Gasthaus betraten, verstummten sämtliche sowieso nur im Flüsterton geführten Gespräche. Die Blicke der Männer richteten sich auf uns, und ich hatte für einen Moment das Gefühl, wieder in London in dieser Exilrumänen-Kneipe zu stehen. Da hatte man mich ähnlich angeschaut. Hinter dem Vorhang aus Rauch sahen die Gesichter richtig unheimlich aus, bis einer der Männer aufsprang.

»Das ist doch…!« rief er. »John Sinclair!«

Es war ein anderer, der meinen Namen aussprach, und zwar Mirca, der Bürgermeister. Er sprang von seinem Stuhl hoch, schüttelte den Kopf und wollte es kaum glauben, daß er uns hier sah.

Der Bürgermeister trug einen dunklen Anzug und darunter ein weißes Hemd. So sah er eigentlich immer aus. Seine dunklen Augen strahlten. Obwohl wir zwei verschiedenen Gesellschaftssystemen angehörten, hatten wir uns im Laufe der Zeit zusammengerauft, und wir hatten ihn auch durch unsere Arbeit überzeugen können.

Er breitete seine Arme aus. Sein dunkler Schnauzbart sträubte sich vor Freude, und wir wurden herzlich von ihm begrüßt. Die meisten Gäste kannten uns vom Ansehen, der Wirt kam sofort herbei und brachte einen Holunderschnaps, der hier in der Gegend gebraut wurde. Auch Suko mußte ein Glas trinken, er stürzte es mit Todesverachtung hinunter. Dann erst konnten wir uns setzen.

Man bot uns zu essen an. Da wir beide hungrig waren, lehnten wir nicht ab.

Schon bald brachte man uns scharfe Würste. Dazu gab es Kohl und einheimisches Bier.

Wir aßen. Daß man uns so bewirtete und nichts über Vampire sagte, ließ hoffen. Anscheinend hatten wir uns umsonst Sorgen gemacht. Der Bürgermeister saß zwischen uns. Wir hockten zusammen an

einem runden Tisch mit weiteren Dorfbewohnern.

Mir schmeckte es gut, auch Suko aß mit gesundem Appetit, und der Bürgermeister erzählte von dem langen Winter. Er sprach ein paar Brocken Englisch und vermischte diese mit seiner Heimatsprache. So konnten wir uns einigermaßen verständigen.

Nach der Mahlzeit, die mich voll gesättigt hatte, trank ich noch einen Schnaps und zündete mir eine Verdauungszigarette an.

Dann wandte ich mich dem Bürgermeister zu und stellte die Frage, die mir am meisten auf dem Herzen lag.

»Wo steckt Marek?«

Mirca hob die Schultern. »Nicht da, Freund Sinclair. Er ist weg.«

»Hat er Petrila verlassen?«

»Nein, er wollte in den nächst größeren Ort.« Der Bürgermeister fügte noch den Namen hinzu, ich habe ihn allerdings vergessen.

»Und was gibt es da?«

»Knoblauch.«

»Wie?«

»Ja, Freund Sinclair. Er wollte Knoblauch kaufen.« Mirca senkte seine Stimme. »Weil er Angst hatte. Wir brauchen Knoblauch. Er vertreibt die Vampire, glaub mir.«

Ich hob die Schultern. »Das stimmt, aber weshalb fährt er in die andere Stadt?«

»Weil dort der große Frühlingsmarkt ist - deshalb.«

»Wollt ihr die Stauden hier aufhängen?« fragte Suko. Mirca nickte heftig und wedelte mit seiner Hand den Rauch zur Seite.

»Sicher, als Schutz.«

»Treiben sich Vampire herum?« wollte ich wissen.

Der Bürgermeister senkte seine Stimme. »Wir befürchten es«, flüsterte er.

»Habt ihr konkrete Anhaltspunkte?«

»Ja, in von Leppes Burg. Die ist nicht so verlassen, wie man

vielleicht annehmen könnte. Ein Wanderer hat Licht dort gesehen, und er glaubte auch, ein schauriges Lachen zu hören. Sogar von einer Frau«, wisperte der Mann, und ich sah die Gänsehaut auf seinem Gesicht.

»Lady X«?

»Möglich, Freund Sinclair, möglich. Diese Burg ist ja etwas Besonderes, wie du weißt.«

Da hatte der gute Bürgermeister recht. Sie war wirklich etwas Besonderes. Allerdings auf eine negative Art und Weise. Man konnte sie mit gutem Gewissen als Blutburg bezeichnen. Dort hatten sich in der Vergangenheit schreckliche Dinge abgespielt, in der Zukunft sollte es ähnlich sein, wie ich wußte.

Dieses Schloß war ein Refugium des Grauens. Lady X, die Vampirbestie, hätte sich keinen besseren Platz für ihre Unternehmungen aussuchen können, und wahrscheinlich war unsere Reise nach Rumänien doch nicht umsonst gewesen, jedenfalls würden wir uns die Burg beim zweiten Besuch genauer ansehen.

»Dann hätte ich noch eine Frage«, sagte ich. »Kennt ihr hier zwei Männer, die auf die Namen Kovacz und Blasek hören?«

Der Bürgermeister überlegte. Er legte seine Stirn sogar in Falten, schüttelte jedoch den Kopf, denn mit den beiden Namen konnte er nichts anfangen.

»Also nicht gehört?«

»Nein, wirklich nicht. Sollen die aus Petrila sein?«

»Es hätte möglich sein können«, sagte ich.

Der Mann atmete tief durch, schaute sich um und fragte: »Soll ich mal bei den anderen…«

»Nicht nötig«, erwiderte ich schnell. »Es war nur so eine Idee, denn es ist möglich, daß die beiden hier noch eintreffen.« Ich wechselte das Thema. »Wie lange ist Marek denn schon von Petrila fort?«

»Über zwei Tage.«

»Und wann wollte er zurück sein?«

Mirca senkte seinen Kopf. »Er hätte eigentlich schon da sein müssen, ehrlich.«

Suko und ich wechselten einen Blick Diese Antwort gab uns zu denken. Wir sagten allerdings nichts, weil wir niemand beunruhigen wollten, dennoch fragte ich: »Wie lange fährt man denn?«

»Über zwei Stunden. Die Wege sind schmal. Wir haben kein Geld, um Straßen zu bauen.«

Ich schaute auf meine Uhr. 20 Uhr war gerade vorbei. Da konnten wir es vielleicht noch riskieren und dem Pfähler entgegenfahren. Ich sah Sukos Nicken, er hatte ähnliche Überlegungen angestellt. Auch der Bürgermeister ahnte, was wir vorhatten, und er schüttelte den Kopf. »Es ist viel zu gefährlich«, erklärte er. »Viel zu gefährlich, wenn ihr in der Nacht…«

»Wir fahren ja nicht das ganze Stück«, beschwichtigte ich ihn »Nur einen Teil.«

»Und welch einen Grund habt ihr?«

»Sorge treibt uns raus. Ganz einfach.« Mirca atmete tief ein.

»Ich weiß nicht, ich weiß nicht. Es ist alles so seltsam geworden. Ich glaube, die Menschen in Petrila haben eine schreckliche Angst. Wäre doch Marek mit seinen Knoblauchstauden schon da, dann hätten die Leute Hoffnung an die sie sich klammern könnten.«

»Wir holen ihn«, erklärte Suko optimistisch und schob bereits seinen Stuhl zurück.

Ich tat es ihm nach und stand ebenfalls auf.

Der Bürgermeister brachte uns noch bis zur Tür. Draußen schaute er sich witternd um.

»Haben Sie was?« fragte ich ihn.

Er hob die Schultern. »Ich weiß nicht. Vielleicht sind die Blutsauger schon hier.«

Es war jetzt völlig finster geworden. Im Dorf brannten nur wenige Lichter. Durch die Fenster der Häuser fiel ein schwacher Schein auf den Boden. Die Berge in der Nähe waren nur mehr zu ahnen. Ich sah sie als gewaltige Schatten.

»Wie kommen Sie zu dem Verdacht?« wollte ich wissen.

»Allein, daß ihr hier eingetroffen seid«, sagte er. »Ihr nehmt die weite Reise doch nicht umsonst auf euch, das könnt ihr mir nicht erzählen.«

»Da haben Sie recht«, erwiderte Suko. »Ich glaube auch, daß sich etwas anbahnt.«

»Und?«

Suko schaute mich an »Weißt du, was, John, ich bleibe hier in Petrila. Fahr du allein den Weg.«

Das war zwar nicht im Sinne des Erfinders, in Anbetracht der Lage jedoch stufte ich es als nützlich ein und gab meine Zustimmung. Mirca schien mir sichtlich erleichtert zu sein, als er das hörte. Er nickte zustimmend.

Ich ließ mir noch einmal von ihm den Weg erklären und lief dann zu meinem VW.

Als ich einstieg achtete ich nicht auf den Kutschwagen. Hätte ich es getan, wäre mir das bleiche Gesicht sicherlich nicht entgangen, das sich hinter der Scheibe zeigte, zu einem Grinsen verzogen war und zwei spitze Vampirzähne freigab.

Die Blutsauger waren bereits im Ort, den ich verließ…

***

Irgendein verirrter Lichtstrahl traf die Klinge des Rasiermessers und ließ sie aufblitzen. Marek stand steif auf dem Platz. Sein Blick war auf das gefährliche Messer gerichtet, und er schätzte die Entfernung ab, die ihn und den Unheimlichen trennte. Es war ungefähr die Breite des Ladakühlers. Für einen geübten Sportler kein Problem, sie zu überspringen.

Aber Marek war nicht mehr jung und auch kein Kämpfer in dem Sinne. Er war ein raffinierter Taktiker. Und so griff er auch nicht an, sondern wartete erst einmal ab.

Der andere bewegte sich. Die Kapuze ließ ihn noch schauriger aussehen. Hinter den Augenschlitzen zuckten die Pupillen. Ein Schlitz für den Mund war nicht vorhanden. Marek sah auch nicht, daß sich der Stoff in Mundhöhe bewegte, was auf ein Atmen hingewiesen hätte. So kam er zu der Überzeugung daß der trotz der Verkleidung keinen Menschen vor sich hatte.

War es ein Vampir?

Der Pfähler wollte ein wenig Zeit herausschinden. »Wer bist du?« fragte er und kannte seine Stimme kaum noch wieder.

»Dein Mörder!«

Marek zuckte zusammen. Über diese Antwort war er so heftig erschrocken, daß er einen Schritt zurückging. Der andere sah dies und folgte ihm sofort. Unter seinen Schuhen knackten Zweige, und hinter der Kapuze klang sein Lachen dumpf.

Am Wegrand blieb Marek stehen. Seinen Stab hielt er so, daß die Spitze auf den Fremden wies. »Was… was habe ich dir getan?« fragte der Pfähler. »Rede…«

»Du bist Marek!«

»Ja, das stimmt.«

»Deshalb wirst du sterben.«

»Bist du ein Vampir?«

Wieder lachte der andere und kam noch einen zweiten Schritt vor. Seinen Arm hielt er dabei angewinkelt, und zwar so, daß er ihn jeden Augenblick vorschnellen konnte.

»Ja«, flüsterte Marek »du bist es. Du bist ein verfluchter Blutsauger, das merke ich. Deshalb werde ich dich killen. Du sollst nicht überleben, dem Pfähler entkommt keiner von euch!«

Da griff Blasek an!

Er wuchtete seinen Körper nicht vor, nein, er kam mit langen Sprüngen, behielt seinen Arm in der Stellung weil die Hand mit dem Messer gedankenschnell vorzucken konnte.

Marek wich zurück.

Es sah wie Feigheit aus, war aber keine, denn der Pfähler hatte einen ganz bestimmten Plan ins Auge gefaßt. Bevor der andere ihn erreichen konnte, hatte er die hintere, nicht verschlossene Tür des Lada aufgerissen, hechtete in den Wagen und griff nach einer großen Staude Knoblauch. Damit wollte er den Vampir abwehren.

Marek kam nicht dazu. Er hatte die Schnelligkeit des anderen unterschätzt. Der sprang plötzlich, trat auch, und sein wuchtiger Tritt verfehlte das Ziel nicht.

Er traf Mareks Hüfte.

Der alte Mann konnte einen Schrei nicht unterdrücken. Er wurde aus dem offenen Wagen geschleudert, ein paar Stauden gerieten ins Rutschen, fielen ebenfalls zu Boden und blieben vor Marek liegen, der auf den Rücken gefallen war.

Es war sein Glück daß die Stauden aus dem Wagen geglitten waren, so mußte der andere sie erst noch umgehen, und der Pfähler gewann kostbare Sekunden, die er auch ausnutzte, um sich auf die Knie zu stemmen.

So blieb er, schaute hoch und sah den Unheimlichen übergroß vor sich erscheinen.

»Komm nur, verdammte Bestie!« keuchte Frantisek Marek »Komm nur näher. Ich werde dich fertigmachen, darauf kannst du dich verlassen, du verfluchter Blutsauger…« Der Pfähler verließ sich auf seine Waffe. Er hielt sie so, daß die Spitze auf den Mann mit der Kapuze zeigte. Marek war davon überzeugt, daß er ihn erwischen konnte. Der Pfahl sollte das Herz des Vampirs treffen.

Unter der Kapuze drang ein böses Knurren hervor. Gleichzeitig bewegte der andere seinen rechten Arm, die Klinge zuckte auf Marek

zu, und der brachte den Pfahl in die Stoßrichtung.

Klinge und Holz stießen zusammen.

Das Messer schrammte über die Eiche, rutschte noch tiefer und hätte fast die Hand des Pfählers erwischt. Zum Glück zog Blasek seinen Arm wieder zurück.

Dafür trat er.

Marek konnte diesmal nicht ausweichen. Der Fuß des anderen verwandelte sich in einen Felsen, der ihn wuchtig im Gesicht traf und ihn aus seiner knieenden Haltung auf den Rücken schleuderte. Marek spürte die rasenden Schmerzen. Mit seiner Nase war etwas nicht in Ordnung Blut strömte aus ihr hervor und rann auch über die Lippen in den halboffenen Mund des Mannes.

Der andere war schnell.

Er kam mit dem Messer.

Und er schlug zu.

Von rechts nach links zog er die Klinge. Dann von links nach rechts. Marek vernahm das Pfeifen, wenn sie an seinem Gesicht vorbeiwischte. Es war für ihn eine höllische Musik, und manchmal streifte auch ein Luftzug sein Gesicht.

Der Gegner wollte mit ihm spielen, das war Marek längst klargeworden. Er selbst hatte die Übersicht verloren, stieß mit dem Pfahl nach dem anderen, aber er traf nicht, weil dieser Kapuzenträger immer wieder geschickt auswich.

Marek kämpfte verzweifelt. Er ignorierte seine Schmerzen, und er rückte immer weiter zurück, während Blasek ihm mit der Gleichmäßigkeit einer Maschine folgte.

Dann sprang er.

Der Vampir wollte ein Ende machen. Mit der Klinge hackte er zu. Sie zielte auf die Kehle des alten Marek und hätte sie auch zerrissen, wenn der Pfähler nicht instinktiv seinen harten Eichenpfahl hochgerissen hätte. Das Messer jagte in den Pfahl.

Selbst Marek spürte den Ruck als die Klinge traf, sich regelrecht festbiß, und der Mann sie nicht so schnell wieder losbekam. Marek trat um sich. Abermals hatte er Glück. Er erwischte mit beiden Füßen seinen Gegner, und die Treffer brachten diesen aus dem Angriffsschwung. Er ließ das Messer sogar los, fluchte laut und riß sich im nächsten Augenblick die Kapuze vom Kopf, weil sie ihn so behinderte.

Das war der Moment, als Marek auf die Füße kam. Doch viel zu langsam war er dabei. Er besaß nicht mehr die Frische und die Kraft der Jugend. Bei ihm dauerte alles länger, er schwankte, packte den Griff des Rasiermessers und riß die Klinge aus dem Holz, das eine Kerbe bekommen hatte. Dann schleuderte er das Messer wütend weg hob den Blick und sah die Kapuze zu Boden flattern.

Jetzt blickte er auf den Kopf des Mannes.

Unbekannt war ihm das Gesicht. Der Vampir besaß keine Haare mehr, den Mund hatte er geöffnet, die spitzen Zähne schimmerten. Eine gelbliche Flüssigkeit rann aus den Mundwinkeln, erreichte das Kinn und tropfte daran herunter.

»Blut!« knurrte der andere. »Ich will dein Blut. Es soll mich stärken, verdammter Hund!«

Und er kam näher.

Gleitend waren die Schritte, sein Blick starr, dann bückte er sich und griff nach dem Messer.

Marek hätte es lieber einstecken sollen. Dieser Fehler wurde ihm in den nächsten Sekunden bewußt. Er wollte ihn noch ausgleichen und stürzte sich mit dem gezückten Pfahl auf den in gebückter Haltung stehenden Blasek.

Der warf sein Messer.

Damit beweis er, daß er nicht nur die Klinge mit der Hand führen, sondern sie auch schleudern konnte.

Frantisek Marek sah ein blitzendes Etwas auf sich zu fliegen, und

diesmal rettete ihn der Pfahl nicht.

Das Rasiermesser traf!

Es war so geschleudert worden, daß es von unten nach oben flog den Hals hatte treffen sollen, das Ziel aber verfehlte und dafür Unterkiefer sowie Wange in Mitleidenschaft zog.

Abermals spürte Marek den Schmerz. Er merkte, wie Blut aus den Wunden pulste. Und plötzlich hatte er das Gefühl, diesen Kampf nicht mehr gewinnen zu können.

Danach explodierte etwas an seinem Kopf.

Ein Faustschlag hatte ihn getroffen. Marek riß die Arme hoch, seine Knie wurden weich, er fiel dem Boden entgegen, und der Blutsauger ließ ihn kurzerhand fallen.

Marek krachte auf den Rücken. Fast zwangsläufig lockerte sich sein Griff, mit dem er den Eichenstab festhielt, so daß es Blasek keinerlei Schwierigkeiten bereitete, ihm die Waffe aus der Hand zu treten. Jetzt hatte er den Pfähler da, wo er ihn hinhaben wollte. Waffenlos…

Schrill kichernd fiel er auf die Knie. Seine Hände griffen zu, sie wühlten sich in der Kleidung des Vampirjägers fest, und Marek sah das Gesicht seines Feindes seltsam verzerrt über sich wie durch einen Nebelschleier. Die Züge glichen denen eines Ballons, wurden einmal breiter, dann wieder schmaler und zerflossen zu seltsamen Figuren. Zudem tobte in Mareks Kopf der Schmerz. Er hämmerte unter der Schädeldecke, die beiden Blutzähne des Vampirs wurden plötzlich zu langen Lanzen, und dann schien der Kopf des Untoten in einer hellen, überirdischen Lichtglocke regelrecht zu zerfließen.

War das schon das Ende…?

***

Es war keine überirdische Lichtglocke, die den Kopf des Vampirs erfaßte, sondern die Scheinwerfer eines anfahrenden Wagens, der soeben um die letzte Kurve bog. In dem Wagen saß ich!

Es hatte bisher alles geklappt, denn der Bürgermeister hatte mir den

Weg erklärt. Der VW gab sein Bestes, bis dann die Kurve vor mir erschien, in die ich hineinfuhr und im Licht der beiden Scheinwerferlanzen einen abgestellten Wagen sah, den ich augenblicklich als einen Lada identifizierte.

Und Marek fuhr einen Lada!

Ich kickte den Fernlichthebel hoch.

Das Licht strahlte auf, erhellte vor mir die Szene, und ich sah zwei Männer. Einer lag auf dem Boden, der andere über ihm. Letzterer attackierte den Mann am Boden. Womit, war nicht zu sehen, wobei mich ein helles Blitzen irritierte.

Der andere wurde ebenfalls durch die beiden aufgeblendeten Scheinwerfer abgelenkt.

Sein Kopf ruckte hoch.

Selbst aus dieser Entfernung erkannte ich, daß der Mann keine Haare hatte. Da fiel mir die Beschreibung des deutschen Kommissars Will Mallmann ein.

Hatte er nicht von Blasek gesprochen und dabei gesagt, daß der Mann ohne Haare herumlief?

Natürlich!

Hellwach war ich sowieso. Nun wurde ich schnell, wuchtete die Tür auf und wieselte aus dem engen VW! Gleichzeitig streckte ich noch meine Hand aus und hämmerte auf den Hupring.

An dem Wagen funktionierte alles, auch die Hupe, die ich zum erstenmal betätigte. Das Geräusch zerriß die Einsamkeit des Berglandes und störte auch den Glatzkopf.

Er sprang auf die Füße und schaute mir entgegen.

Ich rannte bereits. Die Beretta hatte ich gezogen. Wenn ich einen Vampir vor mir hatte, konnte ich ihn mit geweihten Silberkugeln erledigen, und das wollte ich auch.

Diese Bestie stellte eine Gefahr für die Menschheit dar, Zudem hatte ich die begründete Furcht, zu spät gekommen zu sein, denn

Marek, der Pfähler, lag am Boden und rührte sich nicht.

Sollte er das gleiche Schicksal erlitten haben wie seine Frau? Als ich daran dachte, umklammerte ein eisiger Reif mein Herz, und meine Befürchtungen steigerten sich.

Natürlich hatte Blasek bemerkt, was sich da anbahnte. Er sprang über Marek hinweg Im selben Augenblick bewies der alte Mann, daß er doch nicht so fertig war, wie es den Anschein hatte. Er hob seinen Arm, und es gelang ihm, das Bein seines Gegners in Höhe der Wade festzuhalten. Damit hatte Blasek nicht gerechnet. Er verlor den Halt, sein Standbein wurde weggerissen, und genau in dem Monent, als ich abdrückte, landete er am Boden.

Das Echo des Schusses rollte über den Weg. Mehr Erfolg erzielte ich nicht. Meine Kugel fehlte, und Blasek konnte sich losstrampeln. An den Pfähler dachte er nicht mehr. Für ihn allein war wichtig unterzutauchen Dazu bot sich der Wald an.

Er wurde nicht mehr von dem eingeschalteten Fernlicht erfaßt, und der Vampir sprang mit einem heftigen Satz auf das Unterholz zu, wobei ihn die Dunkelheit verschluckte.

Sein Entkommen war nicht im Sinne des Erfinders. Er sollte nicht verschwinden Ich beschleunigte mein Tempo, sprang mit gewaltigen Sätzen über Aste und herumliegende Baumstämme und war doch zu langsam.

Das Glück ist mit dem Tüchtigen, so heißt ein Sprichwort. Ob ich nun tüchtig war oder nicht, möchte ich einmal dahingestellt lassen, jedenfalls hatte ich Glück.

Der Vampir war bei seinem Fluchtversuch wie ein Wilder in das Unterholz hineingestürmt.

Das rächte sich. Die sperrigen Äste und Zweige hatten ein regelrechtes Netzwerk in Hüfthöhe über dem Boden gebildet. Für Menschen war es eine gefährliche Falle.

Nicht nur für Menschen, sondern auch für Vampire. Er reagierte in

Panik. Sein Schrei war entsprechend. Voller Zorn stieß er ihn aus. Er schlug mit den Armen und Beinen um sich. Ich vernahm das Brechen und Knacken der Zweige, seine wütenden Schreie gaben mir Mut, und beim Näherkommen sah ich, was geschehen war. Der Glatzkopf hing fest.

Zwei Sekunden später hatte ich die Stelle erreicht und blieb stehen, die Beretta dabei auf den Blutsauger gerichtet.

Auf dem Rücken lag er. Arme und Beine hatten sich innerhalb des Astnetzwerks verfangen. Rühren konnte er sich kaum noch. Und wenn er es versuchte, dann wühlte er sich nur tiefer in die zumeist nadellosen Zweige und Äste der Tannen oder Fichten.

»Bist du Blasek?« sprach ich ihn auf deutsch an.

Er öffnete den Mund und fauchte. Deutlich waren seine beiden Vampirzähne zu sehen. Die Augen rollten in den Höhlen, und ich sah in seiner rechten Hand etwas blitzen.

Es war die Klinge eines Rasiermessers.

Dann hörte ich Schritte hinter mir. Der Vampir konnte mir momentan nicht gefährlich werden, deshalb riskierte ich es, drehte mich um und wandte dem Blutsauger für einen Moment den Rücken zu. Marek kam.

Er blutete aus einigen Kopfwunden. Sein Gesicht war verzerrt. Ich hatte das Gefühl, als würde er mich überhaupt nicht erkennen. Mit unsicheren Schritten näherte er sich mir, aber in der rechten Hand hielt er seinen Pfahl.

Halbhoch stand der Arm. Die Knöchel traten scharf hervor, so hart hielt er den Pfahl fest. In seinen Augen lag ein wildes Leuchten, Marek war fest entschlossen, seinem Beinamen alle Ehre einzulegen. Jetzt konnte ich ihn auch nicht stoppen.

»Blutsauger, verfluchter!« brüllte er mit sich überschlagender Stimme.

»Du wirst kein Unheil mehr anrichten, du nicht! Da hast du es…!«

Er hatte kaum das letzte Wort gesprochen, als er nach vorn fiel, den Pfahl dabei drehte und ihn nach unten rammte.

Ich sah nicht genau, was passierte, weil Marek mir die Sicht auf den Vampir mit seinem Körper nahm, aber ich hörte den Aufschlag und den danach folgenden Schrei. Es war der grausame Todesschrei eines Vampirs!

Markerschütternd! Marek hatte ihn gepfählt!

In gewisser Hinsicht war ich froh, andererseits hätte ich von dem Blutsauger gern noch etwas erfahren vor allen Dingen über Lady X und deren Aktivitäten.

Das war nicht mehr drin.

Ich hörte Marek sprechen. Es waren unzusammenhängende Worte, die er austieß. Er lag auf dem Blutsauger und kam vor Schwäche nicht mehr hoch. Marek war fertig.

Meine Beretta steckte ich weg. Dann ging ich zu ihm, faßte ihn an beiden Schultern und zog ihn weg.

Dabei gelang es mir, einen Blick auf den Blutsauger zu werfen. Er sah schlimm aus. Marek hatte ihn voll getroffen, soviel möchte ich nur sagen, und der Vampir zerfiel auch nicht zu Staub, er war noch ein junger Blutsauger.

Der Pfähler schluchzte, als ich ihn zum Wagen führte. Die Tür des Lada stand offen. Ich drückte Frantisek Marek auf den Sitz und suchte nach einer Autoapotheke.

Im Lada fand ich keine. In meinem Leihwagen jedoch hatte ich eine gesehen.

Die mußte ich holen.

»Warte hier«, sagte ich zu Marek und rannte los. Die Autoapotheke entsprach dem internationalen Standard. Ich lief wieder zurück und hatte schon das Kissen geöffnet, als ich den Lada erreichte. Marek schaute mich an Ich dachte an das verfluchte Rasiermesser. Zweimal war der Pfähler davon erwischt worden. Er hatte das gleiche

Schicksal erlitten wie Kommissar Mallmann.

»Bleib ganz ruhig alter Junge«, sagte ich zu ihm und drückte ihn zurück als er hochkommen wollte.

Trotzdem ließ er sich nicht beirren. »John Sinclair, mein Freund!« flüsterte er. »Dich schickt der Himmel. Wo kommst du her?«

»Später«, erwiderte ich und hantierte mit dem Pflaster. Frantisek Marek zuckte ein paarmal zusammen, als ich ihn verarztete. Fünf Pflaster verbrauchte ich, um seine Wunden zu versorgen. Im Innern des Wagens roch es nach Knoblauch. Mir fielen auch die Stauden auf, die im Rückraum lagen. Marek hatte sie nicht umsonst geholt. Die Vampire waren da.

»Mein Kopf, verflucht!« flüsterte der Mann. »Dieser Treffer gegen den Schädel…«

»Ich werde dich nach Petrila fahren.«

»Mit meinem Wagen?«

»Ja, den nehmen wir.«

Da war Frantisek beruhigt. Ich schnallte ihn auf dem Beifahrersitz fest, räumte die aus dem Wagen gefallenen Knoblauchstauden wieder ein, schloß die hinteren Türen und startete.

Der Baum lag noch immer über der Straße. Als ich auf Marek und den Vampir zugerannt war, hatte ich den sperrigen Zweigen ausweichen können.

Mit dem Lada war es schwerer, sie zu umfahren. Ich mußte kurbeln und schaffte es schließlich, vorbeizukommen.

Freie Fahrt!

Ich ließ den Lada hinter meinem Leih-VW stehen, stieg noch einmal aus und löschte die Lichter an dem Käfer. Den Wagen wollte ich später holen, der Lada mit Marek und die Ladung Knoblauch waren jetzt wichtiger.

Die Strecke gestaltete sich weiterhin als miserabel. Zahlreiche Schlaglöcher säumten den Weg. Der Wagen hüpfte darüber, seine

Stoßdämpfer wurden strapaziert, aber der Lada war ja für Strecken wie diese gebaut. Er würde halten.

Marek sprach zunächst einmal nichts. Er hing angeschnallt in seinem Sitz. Den Pfahl hielt er umklammert, sein Gesicht war bleich, auf seiner Stirn perlte Schweiß, manchmal bewegten sich seine Lippen, doch kein Wort drang daraus hervor.

Nach einer Weile sprach er mich doch an. »Es war gut, daß ich ihn erledigt habe.«

Ich nickte. »Weißt du, wie viele Vampire sich noch in der Gegend herumtreiben?«

»Nein.«

»Hast du auch sonst keine Anhaltspunkte?«

»Ich hörte von der Burg des Barons. Man hat dort Licht gesehen.«

»Das weiß ich inzwischen.«

Der Pfähler drehte mir sein Gesicht zu. »Dann warst du schon in Petrila?«

»Sicher.«

»Klar, du bist ja aus der Richtung gekommen. Aber was hat dich hergetrieben, mein Freund?«

Ich berichtete ihm von unserem Verdacht und von den vagen Spuren, die auf Rumänien hindeuteten.

Er versuchte ein Nicken, verzog jedoch sein Gesicht, wahrscheinlich wegen der Kopfschmerzen. »Gut, daß du gekommen bist. Hier bahnt sich etwas an, dieser Mann mit der Glatze wird sicherlich nicht der einzige Vampir gewesen sein.«

»Das glaube ich auch. Übrigens, ich bin nicht allein. Suko ist in Petrila geblieben.«

»Als Schutz?«

»So kann man es sehen. Wir haben auch den Verdacht, daß sich Lady X hier herumtreibt. Denk an die Burg - die ist ja fast ideal für sie.«

»Und sie wird Helfer haben.«

Da hatte Marek nichts Falsches gesagt. Einer war erledigt. Von einem zweiten zumindest wußte ich noch. Kovacz hieß er. Wir hatten ihn in London gesucht.

»Ich werde mit bei der Jagd sein«, sagte der Pfähler. »Das bin ich nicht nur meiner Ehre, sondern auch meiner toten Frau schuldig. Ich leiste den Schwur an ihrem Grabe täglich neu. Willst du es sehen?«

»Wir können ja hinfahren.«

»Ich danke dir, Freund.«

Als Marek seine Frau erwähnte, bekam ich wieder ein schlechtes Gewissen. Schließlich war ich es gewesen, der sie getötet hatte, aber ich hatte einfach keine andere Möglichkeit gesehen. Ein Vampir mußte auf diese Art und Weise erlöst werden.

»Wie hast du die letzten Monate überstanden ohne Marie?« wollte ich von ihm wissen.

»Schlecht.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Die Leute waren alle sehr nett. Sie versuchten mich zu trösten. Aber wenn man so lange mit einer Frau zusammengelebt hat, dann kann man nicht getröstet werden. Die Welt ist nicht nur anders, sondern leer. Marie fehlt mir überall. Oft stehe ich nachts am Fenster, schaue auf die dunkle Straße und glaube immer, sie zu sehen. Ich sage mir dann, sie ist nur mal eben aufgestanden, und wenn ich in ihr Bett schaue, dabei auch nachfühle, dann ist es kalt und leer. John, mein Freund, das ist grausam…«

Die letzten Worte bekam er nicht richtig hervor, weil seine Stimme erstickte.

Ich wußte, was Marek durchgemacht hatte. Es fiel mir auch schwer, hier ein Wort des Trostes zu finden. Er mußte darüber hinwegkommen. Zwar setzte ich ein paarmal zum Sprechen an, fand jedoch nicht die richtige Formulierung.

»Du, Freund John, brauchst dir keine Vorwürfe zu machen«, sagte der alte Marek mit leiser Stimme. »Ich weiß, was in dir vorgeht, weil du Marie erledigt hast. Aber glaube mir, ich an deiner Stelle hätte nicht anders gehandelt.«

»Danke, daß du es so siehst.«

»Marie war ein Vampir, daran gibt es nichts zu rütteln, und ich weiß auch, wem sie es zu verdanken hatte. Letzten Endes ist diese Lady X daran schuld. Ich will sie haben, ich werde sie kriegen und ebenfalls vernichten. Dieses Ziel habe ich noch. Erst wenn sie nicht mehr ist, kann ich dem Sterben beruhigter entgegensehen.«

Ich lachte auf. »Aber Frantisek, wer redet denn schon vom Sterben? Du wirst deinem Namen noch alle Ehre machen, glaub mir das.«

»Nein, John, ich spüre selbst, daß ich alt werde. Dieser Vampir wäre früher für mich kein Problem gewesen, aber heute sieht das anders aus. Ich kann nicht mehr so. Die Jahre sind an mir nicht spurlos vorübergegangen. Auch ein Frantisek Marek wird alt, daran kann er nichts ändern, mein Freund.«

Das stimmte in der Tat. Irgendwann einmal würde es uns alle erwischen. Marek, Suko und auch mich.

Bei dem Gedanken rann mir eine Gänsehaut über den Rücken…

***

Petrila wirkte wie ausgestorben.

Mirca, der Bürgermeister, und Suko standen noch immer vor der Gastwirtschaft, und der Inspektor fragte den Einheimischen: »Ist das immer so, oder haben die Leute Angst?«

»Beides.«

»Wie kommt es, daß sich die Vampire gerade auf diesen Ort hier konzentriert haben?«

»Vielleicht wegen Marek«

»Wieso?«

»Er ist der Pfähler. Ein Feind der Blutsauger, und ihn wollen sie

erledigen. Bisher haben sie es nicht geschafft. Obwohl ich ja nun in der Partei bin, kann ich meinen Genossen einen Vorwurf nicht ersparen. Sie ignorieren die Vampire einfach. Für sie darf es diese Blutsauger nicht geben, aber das ist ein Fehler, der ihnen unterläuft. Es gibt Vampire - leider.«

»Haben Sie sich nicht einsetzen können?«

Da lachte der Bürgermeister auf. »Wie oft habe ich das schon versucht. Man hat mir nicht geglaubt. Die Männer in der Zentrale haben mich jedesmal ausgelacht.«

»So etwas kenne ich.«

»Sollen wir hier stehenbleiben?« fragte Mirca.

»Auf keinen Fall. Ich möchte gern durch den Ort gehen.«

»Du glaubst, daß sie schon hier sind?«

»Davon gehe ich aus. Da kann uns jedenfalls nichts mehr überraschen.«

»Der Gedanke ist richtig.«

Die beiden Männer lösten sich vom Fleck und betraten die Hauptstraße, die das Dorf in zwei Hälften teilte. Gehsteige gab es zwar auch, aber Suko und der Bürgermeister blieben auf der Straße. So konnten sie nach links und rechts schauen.

Die meisten Menschen schienen bereits schlafen gegangen zu sein. Jedenfalls brannten hinter den Scheiben kaum Lichter. Die einzigen Lebewesen, die sie hin und wieder sahen, waren Hunde und Katzen. Besonders die Augen der Katzen glühten manchmal wie türkisfarbene Lichtpunkte.

In der Dunkelheit wirkten die Häuser noch kleiner, als sie tatsächlich waren. Aus manchen Kaminen stieg Rauch. Dann stand für einen Moment eine graue Fahne über der Öffnung bevor sie vom Wind erfaßt und zerweht wurde.

Suko spürte ebenfalls das Gefühl der Beklemmung. Etwas lag über der Stadt, das er nicht erfassen konnte. Hier wurde etwas

verheimlicht, kam noch nicht zum Vorschein, es lauerte, aber es würde zuschlagen, dessen war er sicher.

Der Inspektor konnte sich da auf sein Gefühl ziemlich genau verlassen, und er war verflixt wachsam.

Seine Blicke richtete er nicht nur nach vorn, sondern auch nach links und rechts. Er suchte die Gehsteige ab, fand sie jedoch leer. Menschen ließen sich nicht sehen.

Auch lag eine nahezu geisterhafte Stille über dem Ort. Suko kam es fast unheimlich vor, durch ein Dorf zu gehen, in dem überhaupt keine menschlichen Stimmen zu hören waren.

Die Stille wirkte nicht nur bedrückend, sondern auch gefährlich.

»Ein bestimmtes Ziel hast du nicht?« fragte der Bürgermeister nach einer Weile.

»Nein.«

»Sollen wir nicht noch bei Marek vorbeischauen?«

Suko blieb stehen und schaute Mirca an »Weshalb?«

»Er ist der Pfähler, der große Feind dieser Blutsauger. Vielleicht warten sie darauf, daß er zurückkommt. Ist doch möglich.«

»Das stimmt«, gab Suko mit einem Nicken zu.

»Also gehen wir hin?«

»Meinetwegen.«

Sie brauchten die Richtung nicht zu ändern. Schweigend schritten die Männer weiterhin die Hauptstraße entlang. Nur ihre Tritte waren zu hören.

Eine verlassene Stadt, ein Geisterdorf, über dem sich Unheil zusammenbraute.

Davon ging Suko aus, und er warf auch einen Blick in die Höhe. Dort türmten sich Wolken am Himmel. Es waren gewaltige Berge, grau in der Farbe, und sie hoben sich deutlich vom dunkleren Himmel ab. Aber auch der Mond war zu sehen.

Vollmond. Vampirwetter, dachte der Inspektor.

Zwischen zwei Wolkenbänken sah er den bleichen Erdtrabanten. Er schien ihn höhnisch anzugrinsen, an seinen Rändern zeigte er sich leicht zerfasert, schickte sein fahles Licht auf die Erde, und Suko wußte, daß sich die Geschöpfe der Nacht in seinem Schein regelrecht badeten und Energie tankten.

Vollmond und Vampire, das paßte zusammen wie ein Schlüssel in Schloß. Die Vampire fanden hier tatsächlich ideale Bedingungen vor, und sie würden sie ausnutzen, da waren sich beide Männer sicher.

»Die Angst wird stärker, wenn der volle Mond am Himmel leuchtet«, sagte der Bürgermeister und senkte dabei seine Stimme. Dabei schüttelte er sich, weil eine Gänsehaut über seinen Rücken rann, und er nickte auch ein paarmal.

»Das ist immer so?«

»Ja.«

Im nächsten Augenblick schraken beide Männer zusammen, weil quer über die Dächer der Häuser und auch über die Straße ein Vogel flog. Es war ein Uhu, ein Nachttier, und seine Schwingen klatschten, als er über ihre Köpfe huschte.

Dann war er verschwunden.

»Der Totenvogel!« hauchte Mirca. Selbst bei der Dunkelheit war seine Gänsehaut zu sehen. »Wenn er fliegt, ist das ein Zeichen für das Böse. Es lauert bereits. Und wenn er ruft…«

Mirca verstummte, denn in der Tat war das Schreien des Totenvogels zu hören.

Es schwang wie ein geisterhaftes Echo durch die Stille der Nacht und hörte sich gleichzeitig an wie ein höhnisches Gelächter.

»Jetzt werden sie bald kommen«, hauchte Mirca. »Ich weiß es. Sie sind nicht mehr weit…«

»Laß uns trotzdem gehen. Oder willst du in deinem Haus bleiben?«

Suko war ebenfalls in die etwas saloppe Anrede übergegangen.

»Nie.«

Bis zur Schmiede hatten sie es nicht mehr weit. Dort parkte noch immer der Kutschwagen. Seine Umrisse hoben sich vor der Hauswand des flachen Schmiedegebäudes ab, das an das normale Wohnhaus angebaut worden war.

Plötzlich durchschnitt ein Schreien und Fauchen die Stille. Das Schreien hörte sich schrill an tötete den Nerv und verstummte, so rasch wie es aufgeklungen war.

Sukos Hand klatschte auf die Waffe. Die beiden Männer blickten sich an. Mirca hob die Schultern.

»Kann es eine Katze gewesen sein?« fragte Suko.

»Ja, das muß es. Richtig.« Der Bürgermeister schien erlöst, weil Suko eine Erklärung gefunden hatte.

»Ich frage mich allerdings, aus welchem Grunde es so rasch verstummt ist.«

»Vielleicht ist die Katze verschwunden?«

»Einfach so?«

»Möglich.«

Suko war anderer Meinung. Er wollte sie auch sagen, als sich neben der Kutsche etwas bewegte.

Eine Gestalt löste sich aus der Deckung des Gefährts. Sofort trat Suko einen Schritt zur Seite. Er witterte die Gefahr und sah im nächsten Moment besser, denn er identifizierte die Gestalt als einen Mann. Und diesen Mann kannte er.

Meyer, der Funktionär!

Er hatte im Schatten gestanden, zudem trug er noch seinen dunklen Ledermantel, in dessen Taschen er die Hände gesteckt hatte. Er ging ohne Kopfbedeckung - sein fahles Haar straff gescheitelt. Mit ein wenig zusammengekniffenen Augen fixierte er Suko und den Bürgermeister. Etwa zwei Schritte vor den beiden Männern blieb er stehen und verzog die Mundwinkel.

Mirca ahnte, wen er vor sich hatte. »Sind Sie ein Genosse Funktionär?« fragte er.

Meyer nickte.

»Woher kommen Sie?«

»Aus der Hauptstadt«, klang seine kalte Stimme auf.

»Dann sind Sie wegen der Vampire hier? Wollen Sie es sich ansehen?«

Mirca war regelrecht aus dem Häuschen. Er hatte lange genug darauf gewartet. Endlich nun schien sich ein Erfolg anzubahnen.

Suko war das Auftreten dieses Funktionärs ein wenig suspekt. Er reagierte nicht so spontan. Ein wenig lauernd erkundigte er sich nach dem Wagen des Mannes.

»Ich habe ihn am anderen Ende des Dorfes stehenlassen.«

»Dann sind Sie nicht mit dem Hubschrauber gekommen?«

»Sehen Sie einen?«

»Nein.«

Meyer nickte. Seine dünnen Lippen verzogen sich zu einem schmalen Lächeln, als er sagte: »Ich wollte mich selbst einmal von Ihren Redensarten überzeugen. Ich glaube nämlich nicht an das, was Sie mir da alles sagen.«

Mirca hob beide Arme und wedelte mit den Händen. »Da irrst du dich, Genosse. Es gibt tatsächlich Vampire. Wie oft habe ich schon an die Zentrale geschrieben, aber keine Antwort bekommen. Es ist eine Unverschämtheit von den Genossen dort.«

»Sie werden zu recht so gehandelt haben«, gab der Funktionär zurück und drehte sich im Kreis. »Wo sind denn die Vampire? Zeige sie mir. Ich will sie sehen!«

»Können Sie es nicht abwarten?« fragte Suko.

Scharf drehte sich Meyer um. »Nein!«

»Es wäre besser, wenn Sie die Anwesenheit der Blutsauger nicht auf die leichte Schulter nähmen«, erklärte der Inspektor. »Wenn Sie

von Vampiren angegriffen werden, sind Sie kaum in der Lage, sich zu wehren.«

»Sie denn?« höhnte der Funktionär.

»Sicher«, lächelte Suko.

Meyer schaute ihn an. Seine Wangenmuskeln zuckten. Er schien noch hagerer geworden zu sein, die Augen düsterer und tiefer in den Höhlen liegend.

»Wollen Sie es sehen?« fragte Suko.

»Was?«

»Die Waffen, mit denen ich einen Vampir erledige«, erwiderte der Inspektor.

»Ich glaube Ihnen.« Meyer hob seine Schultern. »Was halten Sie davon, wenn wir gemeinsam gehen?«

»Dagegen habe ich nichts«, erwiderte der Bürgermeister. »Dann siehst du vielleicht die Blutsauger, Genosse!«

»Und wohin sollen wir?« fragte Suko, dem der Sinneswandel des anderen ein wenig seltsam vorkam.

»Sie haben doch eine so große Erfahrung«, meinte Meyer im spöttischen Tonfall. »Wo könnten sich die Vampire denn aufhalten?«

»In Petrila und Umgebung finden sie zahlreiche Verstecke. Vielleicht sind sie auch auf der Burg«, vermutete der Bürgermeister.

»Welche Burg meinst du?«

»Sie steht nicht allzu weit von hier. Allerdings auf einem Berg. Es ist schwer, dorthin zu gelangen. Vor allen Dingen ist es sehr anstrengend.«

»Auf der Burg können wir dann ja später suchen«, schlug der Funktionär vor. »Bleiben wir erst einmal hier.«

»Meinetwegen«, gab auch Suko seine Zustimmung.

»Wo haben Sie überall gesucht?« fragte Meyer.

»Bisher waren wir nur auf der Hauptstraße«, erklärte Mirca.

»Und Sie wollen Vampirjäger sein?« spottete der Mann im

Ledermantel. »Darüber kann ich nur lachen, wirklich. Auf der Straße werden sie sich kaum zeigen.«

»Dann machen Sie einen besseren Vorschlag.«

»Ich habe da ein Gebäude gesehen, wo ich meinen Wagen geparkt habe. Es ist noch aus Holz gebaut und liegt am Friedhof. Wie gesagt, ich war nicht direkt da, aber…«

»Das ist das Spritzenhaus der Feuerwehr«, erklärte Mirca.

»Ein gutes Versteck - oder?«

Suko sah den auffordernden Blick des Funktionärs auf sich gerichtet. Er mußte zugeben, daß er sich das Heft oder die Gesprächsführung aus der Hand hatte nehmen lassen. Dieser Meyer hatte dies sehr geschickt angestellt, wobei sich der Inspektor fragte, ob etwas dahintersteckte, denn Meyers Reden schien seiner Ansicht nach auf einen bestimmten Plan hinauszulaufen.

Er wollte abwarten.

»Ich bin einverstanden«, erklärte Suko. »Wenn Sie sich schon umgeschaut haben, um so besser für uns. Wir brauchen dann nicht mehr lange zu suchen.«

Meyer lachte. »Man merkt eben, daß Sie doch nicht so geschult sind wie ich.«

»Das könnte stimmen.«

Mirca hob die Schultern und sagte nichts. Für ihn war das Auftreten des Funktionärs nichts Befremdendes. Er kannte die Leute aus der Stadt. Meyer ging auch vor, wobei Suko sich darüber wunderte, mit welch zielstrebigen Schritten er sich dem Punkt näherte. Dieser Mann schien sich bereits in Petrila umgeschaut zu haben.

Sie blieben nicht auf der Hauptstraße, sondern bogen ab. In eine schmale Gasse tauchten sie ein. Der Boden unter ihnen war lehmig und feucht. Die Hauswände rochen seltsam muffig. Sie standen so eng daß die Männer sie fast mit den Schultern berührten. An einer Mülltonne schoben sie sich vorbei und erreichten offeneres Gelände.

Eine Wiese lag vor ihnen. Eingezäunt und leicht ansteigend. In der Nähe floß auch ein Bach. Die Männer hörten das leise Rauschen des Wassers, und sie sahen die Schwaden, die vom Bach her in die Höhe stiegen. Graue Nebeltücher, die sich über die Wiese verteilten und wie eine Decke wirkten.

Das Haus stand rechts von ihnen. Etwas abseits gelegen. Zwei Wege führten von links und rechts auf die Eingangstür zu. Der Friedhof lag ebenfalls in der Nähe. Die Gräber waren in den Hang gestochen worden. Suko kannte den Friedhof, denn er war dabeigewesen, als man Marie Marek begrub.

Über die Wiesen mußten sie. Vor dem Bach blieb Meyer für einen Moment stehen, stieß sich dann ab und sprang mit einem so gewaltigen Satz hinüber, als hätte er Angst vor dem Wasser.

Suko registrierte dies genau. Vampire fürchteten sich vor fließendem Wasser.

Das kam ihm in den Sinn, er sagte jedoch nichts, beschloß nur, den Funktionär nicht aus den Augen zu lassen.

In der Dunkelheit und im Mondlicht sahen die Gräber mit ihren Steinen und Kreuzen gespenstisch aus.

In der Nacht wirkte er unheimlich. Zudem schien der volle Mond fast über ihm zu stehen und wie ein fahlgelbes Auge alles zu beobachten. Suko schaute zum Friedhof hinüber. Da hielt sich kein Vampir versteckt, soweit er erkennen konnte. Zudem war der Friedhof relativ neu, dort wurden noch Menschen begraben, und diese Begräbnisstätte kam immer wieder mit Weihwasser und Symbolen der christlichen Religion in Berührung. Die Menschen in Transsylvanien waren gläubige Christen, auch wenn es die Parteiführung ärgerte. Es war ähnlich wie in Polen. Natürlich hielten sich Vampire auch auf Friedhöfen auf. Allerdings auf uralten Totenackern, die längst vergessen und auch auf irgendeine Art und Weise entweiht waren.

Suko fragte: »Sollen wir nicht zuerst auf dem Friedhof nachschauen?«

Meyer drehte sich um. Er funkelte den Inspektor an »Weshalb?«

»Vielleicht haben sich die Blutsauger dort versteckt.«

Der Funktionär zeigte ein spöttisches Grinsen. »Nein. Soviel Ahnung müßten Sie doch eigentlich haben, daß sich Vampire vor einem Friedhof fürchten.«

Der Chinese winkte ab. »Schon gut, war ja nur ein Vorschlag.«

Wenig später gingen die drei Männer auf das Spritzenhaus zu. Es waren nur wenige Schritte. Vor der großen Tür an der Westseite hielten sie an, und Suko faßte nach dem waagerecht liegenden Balken, der die beiden Hälften versperrte.

Er zog den Balken weg, lehnte ihn neben der Tür an die Wand und öffnete.

Die Dunkelheit gähnte ihnen entgegen.

»Haben Sie eine Taschenlampe?« fragte der Inspektor über die Schulter gewandt.

»Nein«, antwortete Meyer.

»Dann muß es auch ohne gehen.« Suko schob sich als erster in das finstere Spritzenhaus. Er hatte nicht erwähnt, daß er seine Bleistiftleuchte bei sich trug. Suko wollte Meyer in Sicherheit wiegen. Er hörte, wie der Funktionär sich darum bemühte, den Bürgermeister in das Spritzenhaus zu schieben, und Mirca blieb nichts anderes übrig, als der Aufforderung Folge zu leisten. Er sah Meyer als einen Vorgesetzten an. Suko war sehr wachsam. Eine Hand hatte er in seine Hosentasche versenkt. Dort umklammerten die Finger den dünnen Stab der Bleistiftleuchte. Er wollte noch ein wenig abwarten und die Lampe dann ziehen, wenn es ihm nötig erschien.

Schattenhaft schälte sich der große Feuerwehrwagen aus dem Dunkel des Gebäudes. Trotz der schlechten Lichtverhältnisse war zu

erkennen, daß es sich bei dem Auto um ein altes Modell handelte. In London fuhr niemand mehr mit solchen Wagen. Suko schritt an dem Wagen vorbei. Unter einem Fenster standen, übereinandergestapelt, aufgerollte Schläuche.

Der Inspektor witterte die Falle.

Meyer mußte etwas damit zu tun haben, nicht umsonst hatte er Suko und den Bürgermeister in dieses Spritzenhaus geführt und den Friedhof abgelehnt. Nein, hier bahnte sich etwas an.

Bisher harten sich Mirca und auch Meyer nicht gerührt. Kein Geräusch war von ihnen zu vernehmen, bis zu dem Zeitpunkt, als Suko hinter sich den erstickt klingenden Laut hörte.

Jetzt griff er ein.

Mit den Augen war die blitzschnelle Bewegung kaum zu verfolgen, als er herumkreiselte. Er riß dabei die kleine Lampe hervor, schaltete sie ein, und der Strahl stach wie ein helles Messer durch die Düsternis. Er fand ein Ziel.

Die Gesichter zweier Männer.

Das des Bürgermeisters zeigte namenloses Entsetzen. Schräg über dessen rechter Schulter sah er das Gesicht des Funktionärs. Bleich leuchtete es, schon vergleichbar mit dem Mond am Himmel. Aber der besaß keine spitzen Vampirzähne wie dieser falkengesichtige Funktionär, und die Zähne hatten sich der straffen Halshaut des Bürgermeisters so gefährlich genähert, daß Suko kaum eine Chance mehr besaß…

***

Dennoch wagte er es!

Er mußte es einfach tun, er konnte Mirca nicht in den Klauen des Blutsaugers lassen.

Aus dem Stand schnellte Suko vor.

Wer ihn nicht kannte, hielt ihn vielleicht für ein wenig behäbig. Ein Irrtum. Suko hatte schon manch einen mit seinen gedankenschnellen

Reaktionen überrascht, und auch der Vampir vergaß, seine Zähne in den Hals des Bürgermeisters zu schlagen, als Suko startete. Suko schickte während des Sprungs seine Faust auf die Reise. Und er hatte genau gezielt. Am Gesicht des Bürgermeisters vorbei wischte sie und traf die Stirn des Vampirs.

Meyer flog zurück.

Gleichzeitig erwachte auch Mirca. Er begann zu schreien, riß sich los, und wegen seiner unkontrollierbaren Bewegungen geriet er Suko in die Quere.

Der Vampir gewann ein paar Sekunden, rollte sich über den Boden und huschte in den Schlagschatten des abgestellten Feuerwehrwagens. Suko schleuderte inzwischen den Bürgermeister zur Seite, versperrte dem Blutsauger den Weg zur Tür, aber dieser hatte auch nicht vor, zu fliehen.

Er sah nämlich die Leiter an der Seite des Fahrzeugs, hatte sich längst gedreht und kletterte behende die Sprossen hoch. Noch bevor er sein Ziel erreichte, drehte er sich, hielt sich mit einer Hand fest, und Suko sah den Umriß einer Waffe in der anderen.

Im nächsten Augenblick schaute er in das fahle Mündungsfeuer und hörte den Schußknall.

Zu Boden warf er sich nicht. Er vertraute darauf, daß der andere zu hastig geschossen hatte.

Das Glück stand dem Inspektor zur Seite. Die Kugel hackte neben ihm in das Holz der Wand.

Der Bürgermeister hatte sich zu Boden geworfen. Dicht neben dem linken Vorderreifen lag er und war vom Wagen aus nicht mehr zu sehen. Günstig für ihn, denn Suko wollte den Mann nicht unnötig in Gefahr bringen.

Er huschte von der Tür weg. Seine Waffe hatte er längst gezogen, zögerte mit einem Schuß, weil er den Vampir erstens nicht sah und er zweitens gern von ihm einige Informationen gehabt hätte, denn Meyer

stand sicherlich nicht allein.

Suko rechnete damit, daß er Lady X oder einem anderen in die Hände gefallen war. Und er hörte ihn. Auf der gegenüberliegenden Seite des Wagens kletterte er die Leiter wieder nach unten. Leise konnte er sich nicht bewegen, seine Schritte waren auf den Metallstufen deutlich zu vernehmen, so hatte es Suko leicht, ihm den Weg abzuschneiden, indem er um den abgestellten Wagen herumlief.

Ein dumpf klingendes Geräusch bewies ihm, daß der andere zu Boden gesprungen war.

Suko machte nicht den Fehler, wild loszurennen. Er hielt sich wohlweislich zurück tauchte zu Boden und kroch unter dem abgestellten Wagen her auf die andere Seite.

Es war glatter Lehmboden, über den er sich schob. So verursachte er kaum ein Geräusch und hoffte, daß der Vampir nichts merkte. Suko war bereit, sofort zu feuern, wenn es die Situation erforderte, und er spähte vorsichtig in alle Richtungen.

Sein Plan ging auf.

Plötzlich entdeckte er ein paar Hosenbeine und den Saum des langen Ledermantels. An der Haltung der Beine erkannte der Inspektor, daß Meyer stehengeblieben war. Das rechte Bein ein wenig vorgesetzt, das andere zurückhaltend. Er lauerte.

Für einen Moment huschte ein kaltes Lächeln über das Gesicht des Inspektors. Wenn der Vampir noch für einen Moment so blieb, würde er ihn zu packen kriegen.

Kaum ein Geräusch war zu hören, als sich Suko weiterschob. Er brauchte zum Glück nicht unter einer Achse herkriechen und sich deshalb nicht so flach auf den Boden zu legen.

Noch eine gute Armlänge trennte ihn von dem Vampir, als ihm ein anderer einen Strich durch die Rechnung machte. Der Bürgermeister. Suko vernahm dessen Schritte, und die näherten sich der Tür. Wahrscheinlich hatte es Mirca vor lauter Angst nicht mehr

ausgehalten. Er wollte das Spritzenhaus verlassen.

Der Bürgermeister bewegte sich auf die Tür zu. Er lief schnell, aber der Vampir konnte eine Flucht nicht zulassen.

Er startete in dem Augenblick als Suko Zugriff. Und er war um eine Idee schneller, so daß die Hand des Inspektors ins Leere faßte und er mit den Fingerspitzen nur noch den Hosenstoff berührte.

Dann war Meyer verschwunden. Auch Suko wurde schnell. Er robbte unter dem Wagen hervor, wollte retten, was noch zu retten war, und rannte hinter dem verfluchten Blutsauger her. Ein Schrei schreckte ihn auf.

Mirca hatte ihn ausgestoßen, und Suko vernahm auch ein dumpfes Geräusch, das entsteht, wenn jemand gegen eine Wand gewuchtet wird. So mußte es dem Bürgermeister ergangen sein.

Seine Stimme war schrill, als er rief: »Neiiinnn…neinn…«

Da hatte Suko freie Bahn. Er wandte sich sofort nach rechts, denn in dieser Richtung lag die Tür.

Vor ihr, fast noch in dem grauen Ausschnitt, sah er die beiden Gestalten. Sie lagen am Boden. Der Vampir über dem Bürgermeister. Der Ledermantel glänzte, und er bot für Suko auch ein Ziel. Wenn er Mircas Leben retten wollte, mußte er schießen.

Suko feuerte.

Das Echo des Knalls rollte noch durch das Spritzenhaus, als der Blutsauger zusammenzuckte. Er hatte das geweihte Silbergeschoß voll nehmen müssen. Seinen Körper bäumte er in die Höhe, er warf auch die Arme hoch und fiel langsam auf die Seite.

Schräg zu den ausgestreckten Beinen des Bürgermeisters blieb er liegen und rührte sich nicht mehr. Vorbei…

Mirca aber schluckte. Er stieß zudem jammernde Laute aus, wischte über sein Gesicht und schüttelte mehrmals den Kopf. Suko blieb neben ihm stehen. »Das hätte ins Augen gehen können«, sagte der Inspektor.

Der Bürgermeister nickte. Sprechen konnte er nicht. Er stand unter einem Schock.

Suko bückte sich und faßte nach dem Arm des Rumänen »Himmel, was hast du dir da nur bei gedacht?«

Mirca stand zwar, doch seine Knie zitterten. Er strich durch sein Gesicht, murmelte Worte in seiner Heimatsprache, die Suko nicht verstehen konnte.

Er zog den Mann tiefer in das Spritzenhaus und damit auch weg von dem erledigten Vampir.

Als Suko noch einen Blick auf ihn warf, sah er nur das bleiche Gesicht, in dessen Stirn jetzt wirr das fahlblonde Haar des Mannes hing.

»Ich… ich weiß auch nicht, was in mich gefahren ist«, erklärte Mirca.

»Es überkam mich plötzlich. Da mußte ich einfach weg. Tut mir leid, es wird nicht wieder vorkommen. Ich war so fertig daß dieser Funktionär ein Vampir ist…« Er hob den Kopf und schaute Suko an. »Sag mal, wie ist das überhaupt möglich?«

»Er muß überfallen worden sein.«

»Sehr richtig Chinese, überfallen!« Die kalte Frauenstimme klang an der Tür auf, und Suko drehte sich gedankenschnell herum, ließ jedoch die Hände von den Waffen, denn Lady X hielt die Maschinenpistole auf ihn gerichtet.

Breitbeinig hatte sie sich aufgebaut. Umrahmt wurde sie von drei Kapuzen tragenden Männern, die nicht nur eine Leibwache bildeten, sondern den Geheimbund der Vampire…

***

Es war nicht mehr weit bis Petrila, und der Weg wurde jetzt etwas besser. Weniger Schlaglöcher, die dem Wagen zu schaffen machten, nur noch hin und wieder Querrinnen. Ab und zu sah ich auch ein einsam stehendes Gehöft oder einen alten Schuppen, der sich von der

freien Fläche eines Hangs abhob.

Marek, der Pfähler, hatte sich bisher ausgezeichnet gehalten. Man konnte ihn wirklich als einen zähen Brocken bezeichnen. Er stöhnte nicht, er haderte nicht mit seinem Schicksal, sondern hielt sich tapfer und nahm auch die Widrigkeiten der Fahrt in Kauf.

Nur manchmal redete er. Es waren Worte der Rache, gerichtet an die Vampirin Lady X

»Sie werde ich töten!« flüsterte er. »Daran geht kein Weg vorbei, das schwöre ich…«

»Warte es ab«, erwiderte ich. »Und vergiß nicht, daß Lady X kein Kinderkram ist. Ich möchte sie als eine der gefährlichsten Dämonen bezeichnen, die überhaupt existieren.«

»Möglich, John. Trotzdem muß ich sie packen. Denn sie hat meine Frau auf dem Gewissen.«

Ich hob die Schultern. »Warte erst ab, bis wir in Petrila sind. Vielleicht hat sich dort schon einiges ergeben.«

»Das kann man nie wissen.«

Wir fuhren in den Ort. »Soll ich dich vor deiner Schmiede absetzen?« erkundigte ich mich.

»Nein. Ich will auch zu Suko.«

»Wahrscheinlich befinden sich er und Mirca am Gasthaus. Fahren wir dorthin.«

Petrila lag im Dunkeln. Die Menschen hielten sich in ihren Häusern versteckt, doch im Gasthaus brannte noch Licht. Wir hörten auch Stimmen, als wir ausstiegen.

Ich brauchte das Lokal nicht betreten, denn der Wirt hatte uns gehört und kam nach draußen. Er schaute sich scheu um, bevor sein Blick an Marek festklebte. Der Pfähler hob müde die Hand zu Gruß. Ich erkundigte mich nach Suko und Mirca.

Der Wirt hob die Schultern. »Da habe ich keine Ahnung«, erklärte er. »Hier sind sie nicht mehr. Sie wollten sich wohl weiter im Dorf

umsehen. Wahrscheinlich die Vampire suchen.«

»Ein Ziel haben sie nicht genannt?«

»Nein.«

Ich bedankte mich bei dem Wirt und stieg wieder in den Wagen. Marek grinste. »Du kannst ja doch noch etwas Rumänisch.«

»Ein wenig habe ich behalten.«

Wir fuhren an. Der Wirt blieb noch stehen. Seine Gestalt wurde immer kleiner.

Bis zur Schmiede war es nicht mehr weit. Zuerst sahen wir den leeren Kutschwagen. Als ich anhielt, erkundigte ich mich nach dem Besitzer des Wagens.

»Er gehört einem Bekannten«, erklärte Marek »Ich muß ihn reparieren.«

Der Pfähler hämmerte die Tür zu und fing die Wagenschlüssel auf, die ich ihm zuwarf.

Wir gingen auf das Haus zu. Es lag im Dunklen. Wahrscheinlich würden wir Suko und den Bürgermeister hier nicht finden. Ich hörte Mareks Fluchen und drehte mich um. »Was ist denn?«

»Eine tote Katze«, sagte der Pfähler und hob den Körper vor. »Ihr hat doch tatsächlich jemand den Hals umgedreht.« Ich war schockiert. »Wer kann das denn getan haben?«

»Ein Vampir.«

»Möglich.« Ein peitschendes Rollen ließ mich zusammenzucken. Es paßte einfach nicht in diese Umgebung und ich wußte im gleichen Augenblick was es gewesen war.

Ein Schuß.

Auch Marek hatte das Geräusch gehört. Bevor er noch eine Frage stellen konnte, rannte ich schon los. Wenn geschossen wurde, bestimmt nicht ohne Grund. Und den wollte ich herausfinden…

***

Das pockennarbige, verunstaltete Gesicht des Supervampirs mit

den beiden langen Blutzähnen verzog sich zu einer wilden Grimasse, als die von Feuer umloderte Gestalt plötzlich aus dem Nichts erschien und vor Vampiro-del-mar einem Irrwisch gleich hin-und hertanzte. Der Uralt-Vampir stieß ein grauenvolles Geräusch aus und wollte auf die Gestalt zueilen, als ihn ein Schlag traf, der ihn nicht nur durchschüttelte, sondern auch so weit zurückschleuderte, daß er auf den harten Felsboden von der Höhle fiel.

»Willst du tatsächlich den Teufel angreifen?« höhnte eine Stimme aus den Flammen.

Vampiro-del-mar lag auf dem Boden, spürte Schmerzen wie selten und krümmte sich. Er merkte selbst, daß da ein Dämon erschienen war, dem er nicht das Wasser reichen konnte, und den selbst das Feuer nicht vernichtete, sondern ihn auch noch wie ein Kranz umloderte. Kaum zu fassen.

Der Teufel ließ ihm Zeit. Auch die Flammen sanken zusammen. Die bockbeinige Gestalt des Asmodis mit dem ziegenkopfähnlichen Gesicht stand vor dem Kaiser der Vampire und schaute spöttisch auf ihn herab. Vampiro-del-mar hatte eine Lehre erteilt bekommen. Er kroch zurück, aber der Satan ließ ihn nicht weit kommen. »Bleib, ich habe mit dir zu reden, Bluttrinker.«

»Du?«

»Ja, ich. Und du weißt inzwischen, wer ich bin und daß ich dich leicht vernichten kann.«

Vampiro-del-mar setzte sich hin In seinen Augen gloste es. Aufgegeben hatte er noch nicht, aber er konnte sich den Wünschen des Teufels schlecht entziehen, denn der Satan saß am längeren Hebel.

»Was willst du, Asmodis?«

»Dir nur etwas sagen und deine Meinung dazu hören.«

»Soll ich dir Beute besorgen?«

»Nein, das schaffst du nicht!«

»Wer sagt das?« Vampiro-del-mar sprang mit einem gewaltigen Satz auf die Beine. Vergessen war die Schwäche. Er ließ sich nicht verhöhnen, auch nicht von Asmodis.

»Wer das sagt?« Der Satan lachte. Er freute sich darüber, daß er Vampiro-del-mar jetzt soweit hatte. »Kannst du dir das nicht denken? Deine Herrin, Lady X!«

»Sie ist nicht meine Herrin!«

Asmodis winkte ab. »Nun mach dich nicht lächerlich. Natürlich ist sie deine Herrin. Du mußt genau tun, was sie sagt. Sie kann sich schließlich ungehindert in der Welt bewegen, während man dich in dieser finsteren Höhle zurückläßt und du tun mußt, was man von dir verlangt. Ist es nicht so, Blutsauger?«

Vampiro-del-mar öffnete sein Maul. Er wirkte so, als wollte er sich jeden Augenblick auf den Satan stürzen.

Der streckte seinen Arm aus. In den Augen leuchtete plötzlich ein seltsames Licht, »Laß es lieber bleiben, eine zweite Attacke von meiner Seite würdest du nicht überstehen, das sage ich dir.«

Der Kaiser der Vampire, wie er sich so gerne nannte, zögerte in der Tat. Er hatte genug von Asmodis gehört und wußte auch, wie gefährlich der Höllenfürst war. Deshalb wollte er sich anhören, was ihm der Teufel zu sagen hatte.

Asmodis machte es geschickt. Er ließ Vampiro-del-mar zappeln, redete noch nicht und schritt auf und ab. »Es ist ja so, Vampiro-del-mar, du bist in der Tat hilflos. Lady X kann dich vernichten, denn sie hat den Würfel des Unheils. Deshalb mußt du ihr immer folgen und wirst stets eine zweite Geige spielen.«

»Ja, bis jetzt. Aber es kommt der Tag…«

Der Satan ließ Vampiro-del-mar nicht ausreden »Welcher Tag?« höhnte er. »Der Tag deiner Rache? Nein, mach dich nicht lächerlich! Solange sie den Würfel besitzt und du niemanden hast, der dich unterstützt, wird sie immer Sieger bleiben Ich weiß, daß du gern ihr

Blut getrunken hättest, als sie noch kein Vampir war, aber Solo Morasso setzte sein Veto dagegen. Du hattest bereits damals das Nachsehen.«

»Was willst du?« Bei Vampiro-del-mar kochte der Haß allmählich über. Er wurde hier blamiert, der Teufel hielt ihm die eigene Unzulänglichkeit vor, und so etwas wühlte in ihm.

»Ich will dir helfen!«

Das drohende Lachen des Uralt-Vampirs schallte über das Felsplateau.

»Du willst mir helfen? Wie denn? Du kannst dich doch nicht…«

»Ich kann alles. Und ich werde dafür sorgen, daß du an Lady X herankommst. Dann kannst du sie vernichten!«

Vampiro-del-mar traute den Worten des Höllenfürsten nicht. »Trotz des Würfels?«

»Genau.«

»Nein, Asmodis. Du willst mich hier reinlegen Ich werde dir nicht auf den Leim gehen, auf keinen Fall. Ich bleibe hier…«

»Du kannst es ja versuchen.«

»Wie?«

»Komm mit mir! Ich weiß, wo sich die Blutsaugerin aufhält. Und dann bekommst du deine einmalige Chance, dich deiner Herrin zu entledigen. Einverstanden?«

Vampiro-del-mar überlegte. Er dachte darüber nach, wie sehr er Lady X haßte. Eigentlich kam ihm der Vorschlag des Teufels sehr gelegen. Er hatte Lady X schon immer vernichten wollen. Radikal zerstören Sie sollte nicht mehr existieren. Wenn sich ihm jetzt die Chance bot, dann war er dumm, wenn er ablehnte.

»Zögerst du noch immer?« fragte Asmodis. »Ich mache einen solchen Vorschlag nur einmal.«

Vampiro-del-mars häßlicher Schädel bewegte sich nickend. »Es ist gut«, erwiderte er, »ich mache mit…«

***

Die Falle war doch zugeschnappt!

Obwohl Suko den Vampir erledigen konnte, hatte er sein Ziel letztendlich nicht erreicht. Daran gab es nichts zu rütteln und auch nichts zu beschönigen.

Sie saßen fest.

Lady X fühlte sich sicher. Nicht allein durch die MPi, mit der sie ausgezeichnet umzugehen verstand, auch durch die drei Aufpasser, die sie einrahmten. Das war genau der richtige Schutz, der ihr noch mehr Selbstvertrauen gab.

Wie immer war sie schwarz gekleidet. Nur ihr Gesicht leuchtete fahl zwischen den langen, dunklen Haaren Mit kalter Stimme befahl sie Suko und dem Bürgermeister, zurückzugehen.

Mirca wollte zuerst nicht, doch Suko faßte seinen Arm und zog ihn tiefer in das Spritzenhaus hinein Dabei bemerkte er, wie sehr der Mann zitterte.

»Die Hände vom Körper!« befahl die Vampirin. Sie ging ebenfalls vor und schuf Platz für die drei Kapuzenträger, die ebenfalls das Gebäude betraten und sich so verteilten, daß sie vor Suko und Mirca einen Halbkreis bilden konnten.

Die Chancen standen für die beiden Menschen schlecht. Suko brauchte kein Pessimist zu sein, um dies zu erkennen Zudem empfand er den Bürgermeister als ein Hindernis. Mirca würde sicherlich nicht die Ruhe bewahren und irgendwann durchdrehen.

Davor hatte Suko Angst, denn die Vampire kannten kein Pardon, wenn es darum ging ihre Interessen zu vertreten. Und gerade Lady X war die schlimmste von allen.

Sie ließ Suko in die Mündung schauen. Über der MPi war schwach das Gesicht zuerkennen. Auch den Würfel des Unheils trug sie bei sich. Er war an ihrem Gürtel befestigt. Gerade diese Waffe machte Lady X so stark. Ihre Maschinenpistole war ein »harmloses«

Instrument dagegen. Sie nickte Suko zu und flüsterte: »Ich hatte es mir fast gedacht, daß ich dich hier in Petrila treffen würde. Und wenn du da bist, ist auch John Sinclair nicht weit - oder?«

»Ich weiß nicht, wo er steckt.«

»Du willst es nicht sagen!«

Mirca mischte sich ein. »Wir haben wirklich keine Ahnung!« rief er, »das mußt du uns glauben.«

»Halt dein Maul!« zischte Lady X. »Du kommst auch noch an die Reihe.«

Sie richtete das Wort wieder an Suko. »Also, Chinese, wo steckt dein Partner?«

»Du kannst mich foltern und quälen. Herausbekommen wirst du nichts. Ich weiß es tatsächlich nicht.«

»Wir können aber mit seinem Auftauchen rechnen?« fragte Lady X lauernd.

»Das hoffe ich.«

Die Scott lachte leise. »Ja, er wird kommen, und er wird in die Falle laufen, denn ich will endgültig einen Schlußstrich ziehen. Ich habe große Pläne, doch ihr steht mir im Wege.« Sie wandte sich an einen ihrer Aufpasser. »Kovacz, geh nach draußen und schau dich um. Sobald du Sinclair siehst, gibst du Bescheid.«

Einer der Kapuzenmänner löste sich vom Fleck. Er ging so, daß er nicht zwischen Suko und Lady X geriet und die Schußlinie kreuzte. Dann verließ er die Scheune.

Lady X blieb zurück Zusammen mit den beiden anderen Gehilfen. Durch die Sehschlitze wurden Suko und der Bürgermeister angestarrt. Die Vermummung wäre dem Chinesen sicherlich lächerlich vorgekommen, hätte er nicht gewußt, daß sich unter diesen Gesichtshauben gefährliche Bestien verbargen Blutsauger, die den menschlichen Lebenssaft unbedingt benötigten.

»Nehmt die Kapuzen ab!« befahl die ehemalige Terroristin. Darauf

hatten die beiden wohl nur gewartet. Bevor Suko und Mirca sich versahen, starrten sie in die Vampirfratzen der Männer. Die hatten die Lippen schon zurückgezogen, und Suko schaute auf die gefährlichen Eckzähne der Vampire.

So also sahen sie aus.

Er kannte die Männer nicht. Doch deren Gefährlichkeit war unumstritten. Finstere Typen, die kein Pardon kannten und zudem noch blutgierige Monstren waren.

Sie bewegten ihre Hände. Die Finger zuckten, sie warteten darauf, die Männer angreifen zu können.

Die beiden standen unbeweglich. Suko wirkte ruhig in seiner Haltung. Das täuschte. Er suchte fieberhaft nach einem Ausweg aus der Misere. Seine Gedanken hinter der Stirn jagten sich. Er mußte einfach einen Weg finden.

Anders der Bürgermeister. Zwar stand er ebenfalls starr, doch vor Entsetzen. Er wirkte dabei wie auf dem Sprung und hatte seinen Oberkörper leicht angewinkelt.

Um Mirca machte sich Suko echte Sorgen.

Lady X nickte zufrieden. Für einen Moment huschte ihre Zunge aus dem Mund und über die Lippen. Sie schien sie sich in gieriger Vorfreude zu lecken. Noch zögerte sie. Der Inspektor bekam auch nicht den Befehl, seine Waffen abzulegen. Dieses Risiko ging sie nicht ein. Dafür jedoch gab sie den Vampiren den Befehl, auf den die beiden schon so lange gewartet hatten.

»Los, holt ihn euch!« Damit war Mirco gemeint. Seine Augen weiteten sich. Er schaute auf die Blutsauger, die sich bewegten und langsam auf ihn zukamen.

»Suko«, flüsterte er, »ich…«

»Bleib ruhig Junge!« zischte der Chinese. »Behalte um Himmels willen die Nerven…« Da drehte Mirca durch!

***

Schüsse in der Nacht!

Nicht nur einen hatte ich vernommen, auch noch einen zweiten. Und ich glaubte auch, aus dem peitschenden Geräusch den Klang einer Beretta herausgehört zu haben.

Es konnte auch eine Täuschung sein. Nachschauen mußte ich auf jeden Fall.

Für mich zählte auch, daß Frantisek Marek sich nicht an meiner Seite befand. So sehr ich den Pfähler schätzte, ihn wollte ich nicht bei der Auseinandersetzung bei mir wissen, denn es würde zu einer Eskalation der Gewalt kommen, und eine verirrte Kugel war immer schneller als der Pfahl des alten Marek.

In Petrila kannte ich mich mittlerweile gut aus. Ich wußte, wo die zentralen Punkte lagen und war mir auch sicher, daß die Schüsse nicht direkt im Ort gefallen waren.

Also außerhalb.

In dieser Gegend konnte man sich gut verstecken. Ich würde sicherlich lange suchen müssen, um meine Feinde zu finden.

Ein Nachteil.

Immerhin wußte ich die Richtung. Von mir aus gesehen rechts mußte der Schuß gefallen sein. In einer schrägen Linie, und was befand sich dort? Der Friedhof!

Plötzlich fiel es mir wieder ein. Sicher, da lag der sehr schöne und gepflegte Friedhof des Dorfes. Zusammen mit Suko war ich bei der Beerdigung der Marie Marek gewesen, deshalb kannte ich das Gelände. Nur hatten wir damals die Frau nicht bei Dunkelheit zu Grabe getragen, und in der Finsternis sieht so manches anders aus als am Tage. Ich mußte einen Weg zwischen den Häusern suchen, fand ihn auch und tauchte in eine sehr schmale Gasse ein, die an den Rückfronten der Gebäude endete.

Über ein paar weggeworfene Konservendosen stolperte ich, erschreckte mich selbst über den Lärm, blieb für einen Moment

stehen und lief weiter, als sich nichts rührte.

Gut bewaffnet war ich ebenfalls.

Unter anderem mit zwei Pistolen. Eine davon war meine normale Beretta, die zweite war eine Waffe, die ich speziell bei der Vampirjagd verwenden konnte. Eine Bolzenpistole, die zwar nicht lautlos schoß, aber im Vergleich zu einer normalen Waffe still war.

Man hörte kaum, wenn der durch Druckluft angetriebene Bolzen den Lauf verließ und sich sein Ziel suchte. Die kleinen Bolzen bestanden aus Eichenholz und waren vorn sehr spitz…

Und ich konnte damit gut treffen. Das hatte ich schon mehrmals bewiesen. Vor mir lag ein freies Gelände.

Ich hörte den Bach, sah eine Wiese, den Zaun darum und erkannte auch die Umrisse des Friedhofs, der an einem Hang gelegen war. Hatte man dort wirklich geschossen?

Als ich mich aus dem letzten Schatten der Häuser löste und auch einen Blick nach rechts warf, entdeckte ich die dunklen Umrisse eines großen Gebäudes.

Was es sein sollte, war mir nicht bekannt. Bewohnt jedenfalls schien es mir nicht zu sein.

Ich war nach wie vor auf den Friedhof fixiert. Beim Näherkommen wunderte ich mich über das nicht geschlossene Tor des Gebäudes. So etwas gab mir zu denken.

Viel Deckung hatte ich nicht, und so duckte ich mich neben einem Zaunpfosten, um ein möglichst kleines Sichtziel für meine Feinde zu bieten.

Die Bolzenpistole lag schußbereit in meiner rechten Hand, während ich die Blicke nach vorn, auf die Tür fixierte, die im rechten Winkel zur Wand stand. Die Tür verwehrte mir die Sicht ins Innere. Wohl fühlte ich mich nicht.

Irgendwie lag es auch an der ganzen Umgebung. Die dicken Wolken am Himmel, manchmal aufgerissen, als wären sie von gewaltigen

Händen zerfetzt worden. Dazwischen lugte oft genug der Mond als runder, fahler Fleck.

Eine unheimliche, eine schaurige Atmosphäre. Für einen Horror oder Vampir wie geschaffen. Ideales Wetter, wie man so schön sagt. Ich konzentrierte mich unbewußt jetzt mehr auf den Schuppen. Die offenstehende Tür hatte mich mißtrauisch gemacht. Nicht nur in diese Richtung schaute ich, sondern wechselte auch den Blick und peilte nach rechts.

Und da sah ich etwas.

Eine Gestalt!

Für einen Moment nur war sie zu erkennen, dann verschwand sie an der Rückseite des Schuppens. Jetzt war ich gewarnt.

Und plötzlich wurde mir klar, daß es nicht der Friedhof war, auf den ich mich konzentrieren mußte, sondern der Schuppen mit seiner offenstehenden Tür.

Ein Versteck für Vampire?

Wahrscheinlich, aber ich war zu vorsichtig um auf den Eingang zuzulaufen, sondern bewegte mich erst einmal geduckt dorthin, wo die Rückseite des Schuppens lag.

Mit kleinen Schritten kam ich voran. Feuchter, mit Gras bewachsener Boden befand sich unter meinen Schuhen. Eine kleine Mulde nahm mich auf, ich übersprang einen Bach, huschte weiter und erreichte schließlich die Wand des Schuppens.

Mit dem Rücken preßte ich mich gegen das Holz. Bis zur Ecke an der Rückseite hatte ich es nicht mehr weit, es waren nur drei Schritte. Als ich die Stelle erreicht hatte, blieb ich stehen.

Nur nicht durch hastiges Atmen verraten, sagte ich mir und hielt die Luft an.

Von der Gestalt hatte ich bisher nichts mehr bemerkt. Sie mußte sich irgendwo versteckt halten, um vielleicht überraschend angreifen zu können.

Vorsichtig peilte ich um die Ecke.

Alles war dunkel. Aber ich sah auch die Buschgruppe, die sich wie zu Eis erstarrte, hohe Wellen von der dunklen Fläche abhoben. Lauerte der Gegner dort?

Mein Blick versuchte, die Büsche zu durchdringen. Ich sah nichts. Nur die Schwärze.

Wie ein Dieb in der Nacht schlich ich um die Ecke. Und jetzt hörte ich zum erstenmal Stimmen.

Auch die einer Frau.

Verdammt, das war Lady X!

Unter Hunderten hätte ich sie herausgehört. Zu oft hatten wir uns bereits gegenübergestanden. Lady X also. Sie war hier, ich hatte damit gerechnet, bekam meine Vermutung nun bestätigt, aber ich wollte sie auch sehen, und ich dachte gleichzeitig an Suko und den Bürgermeister. Befanden sich die beiden vielleicht in den Klauen dieser blutgierigen Bestie?

Worte hatte ich aus dem Stimmengewirr nicht heraushören können. Meine Haut auf dem Rücken spannte sich. Ich versuchte cool zu bleiben. Es fiel mir verdammt schwer, und ich sah an der Rückwand einen grauen Ausschnitt.

Ein Fenster!

Das war mein Ziel. So lautlos wie möglich bewegte ich mich darauf zu. Das Fenster lag gerade so hoch, daß ich hindurchschauen konnte, ohne mich großartig auf die Zehenspitzen stellen zu müssen Nur den Kopf mußte ich ein wenig anheben. Das tat ich auch, doch bevor ich noch einen Blick durch die Scheibe werfen konnte, geschah es. Hinter mir vernahm ich ein Geräusch.

Schnelle, dumpfe Schritte.

Ich kreiselte herum und ging gleichzeitig in die Knie. Er kam. Hatte sich aus der Deckung des Busches gelöst und jagte auf mich zu.

Ein breitschultriger Mann mit verzerrtem Gesicht, dessen Visage

ich bereits auf einem Foto unserer Geheimdienstleute gesehen hatte. Kovacz!

Nur hatte er auf dem Bild noch keine Vampirzähne besessen, die zeigte er jetzt.

Er war schon so verflucht nah, daß ich nicht mehr ausweichen konnte. Ich zog nur den Kopf ein und rammte ihn vor.

Wir krachten zusammen.

Es war ein wuchtiger Stoß, der uns beide durchschüttelte, so daß weder Kovacz noch ich auf den Beinen blieben. Wir fielen zu Boden und überrollten uns im Gras.

Ich war leider ungünstig gefallen, mein rechter Arm wurde sekundenlang durch meinen Körper eingeklemmt. Bis ich ihn freibekam, hatte sich der Vampir schon auf mich gewuchtet.

Kovacz war schwer. Und er glich einem wilden Tier, das seine Beute endlich gestellt hatte. Er wollte mich niedermachen. Ich hörte ein Geräusch, das kein Atem war, sondern ein wildes Fauchen. Seine verdammten Zähne schimmerten mir viel zu nahe schon an meinem Hals, und es gelang mir, das rechte Bein anzuwinkeln und es trotz des Gewichts in die Höhe zu drücken.

Das Knie wühlte sich in den Magen des Mannes!

Vampire empfinden keine Schmerzen Kovacz traf der Druck und er wurde zurückgewuchtet.

Ich bekam freie Bahn. Plötzlich hatte ich auch meine rechte Hand wieder frei, und als Kovacz sich auf dem Boden herumwälzte, da hob ich meinen Arm und streckte ihn gleichzeitig aus.

In der Verlängerung des Waffenlaufs bildete sein Kopf das Ziel. Er leuchtete irgendwie fahl. Die Augen waren weit aufgerissen, ebenso der Mund. Ich sah die spitzen Zähne, die so gern meine Halsschlagader getroffen hätten.

Dann schoß ich.

Das puffende Geräusch der Druckluftpistole kannte ich nur zu gut.

Der aus der Waffe fahrende Bolzen war unheimlich schnell, und er traf genau die Stirn des Mannes. Und zwar den Fleck zwischen seinen Augen. Ein astreiner Treffer.

Der Vampir stieß nicht einmal einen Schrei aus. Er kippte einfach nach hinten, schlug noch mit seinen Handflächen auf den Boden, zuckte auch mit den Beinen und blieb liegen.

Erledigt.

Tot für alle Zeiten…

Ich atmete auf. Ohne dem Vampir einen Blick zuzuwerfen, drehte ich ab, um mich wieder dem Fenster an der Rückseite zuzuwenden. Genau in diesem Augenblick geschah es.

Im Schuppen fielen Schüsse!

***

Ich bin der Pfähler. Ich bin Marek ich habe den Vampiren Tod und Vernichtung geschworen!

So dachte Frantisek Marek und schüttelte sich, als hätte jemand Wasser über ihn gegossen. Er schaute seinem englischen Freund John Sinclair nach, der von der Dunkelheit verschluckt wurde.

Auch Marek hörte den zweiten Schuß, und seine Hand fiel unwillkürlich auf den Pfahl, der in seinem Gürtel steckte. Die Mundwinkel zuckten, ein harter Ausdruck trat in sein Gesicht, die Haut über den Knochen spannte sich.

»Ich bin der Pfähler!« flüsterte er. »Ich bin es…« Sein Gesicht verzog sich. Die Augen funkelten. Er hatte fast den Punkt erreicht, wo normale Überlegungen so gut wie ausgeschaltet waren und er sich nur noch von seinen Gefühlen treiben ließ.

Marek der Pfähler!

Diesem Namen wollte er heute wieder alle Ehre machen. Er sah nicht ein, daß er sich nur mit einer Statistenrolle begnügen sollte, nein, der Pfähler sollte wieder aktiv werden.

Als er diesen Gedanken zuende gedacht hatte, zog er seinen Pfahl

aus dem Hosenbund und schaute ihn an. Er sah auch die Kerbe, die das Rasiermesser hinterlassen hatte, und er nickte dazu.

»Marie!« flüsterte er, »an deinem Grabe habe ich dir geschworen, diejenige zu töten, die an deinem Ende die Schuld trägt. Ich weiß, wer es ist, und ich weiß, daß sie sich hier in der Nähe befindet.« Er hob den Kopf und schaute gegen den Himmel. »Wenn du mich von dort oben siehst, Marie, dann wisse hiermit, daß ich bereit bin, mein Versprechen einzulösen. Und wenn es das letzte war, was ich je in meinem Leben getan habe. Deinen Tod will ich rächen. Ob es danach noch einen Pfähler geben wird, kann ich dir nicht sagen. Ich bin der letzte in der Reihe, aber ich habe einen Erben gefunden. Ich werde den Pfahl John Sinclair übergeben. Niemand ist würdiger ihn zu tragen, als er. John Sinclair allein wird mein Erbe übernehmen, wenn ich einmal nicht mehr bin!« Er nickte entschlossen, als hätte er zu jemandem gesprochen, der in seiner Nähe stand.

Dann ging er.

Von den Verletzungen spürte oder wollte er kaum noch etwas spüren. Er ignorierte sie einfach. Seine andere Aufgabe war jetzt wichtiger. Was kümmerten ihn da ein paar Schnitte? Er ging durch das Dorf. Petrila lag in einer absoluten Ruhe. Eine Ruhe vor dem gewaltigen Sturm, der noch in dieser Nacht losbrechen würde, dessen war er sicher. Mit gebeugtem Rücken, als hätte er eine schwere Last zu tragen, schlich Marek durch die Straße.

Rechts und links lagen die Häuser. Düster die Fassaden. Die Scheiben der Fenster schimmerten grau.

In der Ferne meldete sich ein Nachtvogel. Sein klagendes Geschrei hallte wie ein schauriger Totengesang durch die Nacht. Es kam ihm vor, als wären Geister erwacht und würden allmählich aus den Gräbern steigen, um ihre Pein herauszuheulen.

Unsichtbar schlich das Grauen durch Petrila. Es lauerte in jeder Nische, in jeder Ecke.

Marek der Pfähler, war fest entschlossen, sich diesem Grauen entgegenzustemmen.

Er wollte die Brut vernichten!

***

Bisher hatte sich der Bürgermeister noch einigermaßen gehalten und zusammengerissen Im nächsten Augenblick jedoch verließ ihn die normale Überlegung.

Suko sah das Blitzen in seinen Augen, dieses wilde Gefühl der Panik, das ihn überfiel, und im nächsten Augenblick stürzte er sich auf die ehemalige Terroristin.

Ihm war es egal, er wollte nur nicht zu einem Blutsauger werden. Aber er tat genau das Falsche.

Lady X war eiskalt. Eine schreckliche Bestie, die nicht nur als Vampirin gefährlich war, sondern auch als Frau mit ihrer Maschinenpistole. Sie schoß!

Es waren Bruchteile von Sekunden, in denen dies geschah. Suko glaubte, sein Herz würde zerspringen. Es hämmerte plötzlich wild in seiner Brust, er fühlte gleichzeitig den Schwindel, der ihn überkam, vor seinen Augen verschwamm alles, denn er sah, daß Lady X voll auf den Mann gezielt hatte.

Sie wollte töten.

Der Bürgermeister bekam die Garbe in die Brust. Seine Hände schlugen noch gegen die getroffenen Stellen, die Knie wurden ihm weich, knickten weg er röchelte, und sein Gesicht verzerrte sich vor Pein und Schmerz. Dann brach er zusammen.

Er fiel so, daß er dicht vor den Füßen der Blutsaugerin liegenblieb, die ihm einen eiskalten Blick zuwarf und die Waffe sofort wieder anhob, wobei sie die Mündung auf Suko richtete.

»Bleib stehen!« kreischte sie, als sie sah, daß sich der Chinese bewegte und seine Hand bereits im Ausschnitt des Jacketts verschwunden war, um den Stab zu fassen.

Suko wagte nicht, sich zu rühren. Er hatte erlebt, wie brutal und gnadenlos diese Vampirin war. Menschenleben bedeuteten ihr nichts. Er brauchte nur einen Blick auf den reglosen Bürgermeister zu werfen, um erkennen zu können, daß diesem Mann keiner mehr helfen konnte. Der Sensenmann hatte ihn in sein Reich geholt.

Der Inspektor rührte sich nicht vom Fleck Lady X würde sich mit dieser einen Garbe nicht begnügen, das stand fest. Wenn Suko auch nur falsch mit dem Ohr wackelte, drückte sie ab.

Dem wollte er entgehen.

Noch zwei Diener hatte sie. Zu Suko standen sie aus ihrer Perspektive betrachtet ziemlich günstig und sie wußten auch genau, was sie zu tun hatten.

In seinem Rücken kamen sie schräg auf ihn zu.

Wäre die MPi nicht gewesen, so hätte Suko es ihnen schon gegeben. So aber konnte er nichts tun, und er spürte plötzlich die harten Fäuste an seinen Armen, wobei sie Suko an den Ellenbogen und ein wenig oberhalb davon festklammerten.

Jetzt hatten sie ihn endgültig.

Kalt lächelte die Vampirin. Sie war so nahe herangekommen, daß Suko ihr Gesicht mit den beiden Blutzähnen genau erkennen konnte. Die Augen leuchteten in der fahl wirkenden Haut wie dunkle Kugeln, um die Lippen zuckte es, sie fühlte sich nicht nur als Siegerin, sie war es auch, und das dokumentierte sie.

»Auf diesen Augenblick habe ich verflucht lange warten müssen«, erklärte sie. »Auch wenn du nicht John Sinclair bist, aber sein Busenfreund ist mir fast ebenso viel wert.« Sie lachte leise. »Hast du gesehen, wie ich deinen komischen Begleiter niedergemacht habe? Mit Schüssen aus dieser MPi. Der Gag wären ja Silberkugeln gewesen, doch das Magazin steckt leider nicht in der Waffe.«

Suko schwieg. Er wich ihrem Blick nicht aus. Dies schien sie zu irritieren, denn sie bewegte unruhig die Augen. »Hast du etwas?«

wollte sie wissen.

»Nein.«

»Solltest du dir eine Chance ausrechnen, so würde ich mir dies an deiner Stelle abschminken. Es gibt keine mehr, Chinese. Du befindest dich voll und ganz in meiner Hand. Klar?«

»Das sehe ich.«

»Wie schön, daß du dies einsiehst, Suko. Auf diesen Moment habe ich lange genug gelauert. Mir wäre noch lieber, dein Freund Sinclair käme, aber den kriege ich auch noch. Vielleicht sogar kann ich ihn mit deiner Leiche locken. Möglich ist alles.«

»Fahr zur Hölle!« knirschte Suko.

»Das wirst du wohl eher. Außerdem verstehe ich mich mit dem Teufel nicht so besonders. Ihm passen meine großen Aktivitäten nicht, aber das ist eine andere Sache.«

Suko sah eine Chance der Ablenkung. »Wieso? Bist du eine Feindin des Höllenfürsten?«

»So kann man es fast nennen«, erklärte sie.

»Irgendwann wird er dich vernichten!« versprach Suko.

Lady X stieß ein fast lautloses Gelächter aus. »Nein, nicht er. Vergiß nicht, daß ich den Würfel besitze, und der vernichtet, wenn ich will, einfach alles.« Sie kam noch etwas näher. »Zudem bin ich auch an deinen Waffen interessiert, Chinese. Hast du nicht einen Stab, mit dem man die Zeit anhalten kann?«

»Das stimmt.«

»Siehst du, den werde ich mir nehmen. Außerdem deine Dämonenpeitsche und die Beretta. Du glaubst gar nicht, wie sehr mir dein Tod in den Kram paßt, Chink! Und gelbes Blut hast du auch nicht!«

Sie schüttelte den Kopf, um ihre Worte durch diese Geste zu unterstreichen.

Suko setzte alles auf eine Karte. Er hatte nichts mehr zu verlieren

und konnte sich entscheiden, ob er kampflos untergehen wollte. Nein, das nicht!

Deshalb wuchtete er seinen rechten Fuß hoch und donnerte die Spitze genau unter den Waffenlauf…

***

Als ich noch im Ort gestanden und die Schüsse gehört hatte, war mir klar gewesen, daß mit einer Pistole geschossen worden war. Bei den nächsten Schüssen, die ich vernahm, handelte es sich nicht um eine Faustfeuerwaffe, sondern um eine Maschinenpistole. Das harte Tack-Tack diese widerliche Todesmelodie, hatte ich leider viel zu oft gehört.

Am Klang konnte ich erkennen, daß die Waffe nicht in der Nähe des Rückfensters abgedrückt worden war, sondern weiter vorn in dem ziemlich großen Schuppen.

Also mußte ich um ihn herumlaufen.

Ich hätte natürlich auch die Scheibe einschlagen können. Mir war jedoch der Lärm zu verdächtig denn auch in diesen extremen Situationen durfte ich auf keinen Fall die Nerven verlieren.

Mit großen Schritten rannte ich an der Schuppenseite entlang und dachte dabei an Suko und den Bürgermeister.

Hatte es einen von ihnen erwischt?

Das Blut wollte mir in den Kopf jagen, so sehr wühlte mich der Gedanke daran auf. Nur das nicht. Hoffentlich war meinem Freund Suko nichts geschehen.

Trotz meiner Schnelligkeit versuchte ich, mich möglichst lautlos zu bewegen. Ich mußte es einfach schaffen, die offene Vordertür des Schuppens zu erreichen und zu retten versuchen, was noch zu retten war.

Zunächst einmal blieb ich im toten Winkel stehen. Und zwar so, daß mich die offenstehende Schuppentür deckte. Abermals vernahm ich Stimmen. Jetzt konnte ich auch hören, was gesprochen wurde. Da

unterhielten sich Suko und Lady X Von dem Bürgermeister vernahm ich keinen Ton. Die Chancen für ihn sanken. Aber Suko lebte, und er würde sicherlich auch kämpfen können, dessen war ich sicher. Lautlos bewegte ich mich noch einen Schritt weiter. Jetzt stand ich dicht neben dem Rand der Tür, streckte den Kopf vor und schielte um die Türkante herum in das Innere des Schuppens.

Lady X drehte mir den Rücken zu. Ein Vorteil für mich. Ich konnte an ihr vorbeischauen und entdeckte Suko, der von zwei Vampiren festgehalten wurde.

Die Kerle hatten ihre Mäuler so weit aufgerissen, daß die spitzen Zähne zu sehen waren.

Vier Leibwächter hatte Lady X gehabt. Zwei waren von mir erledigt worden, jetzt verließ sie sich auf die letzten beiden. Ich dachte über ein Eingreifen nach. Sukos Karten sahen schlecht aus. Aber ich wollte meinen Freund herauspauken.

Er nahm mir die Entscheidung ab, denn plötzlich reagierte er…

***

Lady X hatte den Inspektor unterschätzt. Ihr übersteigertes Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein waren so groß, daß sie mit einer Gegenwehr überhaupt nicht rechnete. Und sie wurde kalt erwischt!

Sukos Fußspitze hämmerte unter den Waffenlauf. So hart Lady X die MPi auch umklammert hielt, sie konnte diesem Treffer nichts entgegensetzen, denn die Waffe wurde in die Höhe geschleudert. Zwar drückte die ehemalige Terroristin noch ab, doch die Garbe fauchte schräg an Suko vorbei und hämmerte in die Decke.

Im nächsten Augenblick trat der Chinese mit dem anderen Fuß zu. Er stützte sich dabei im Griff der beiden Männer ab, und dieser Tritt traf nicht mehr die Waffe, sondern die Scott selbst.

Lady X flog zurück Suko hatte sehr viel Kraft hinter diese Attacke gelegt. Seine Wucht katapultierte die Scott bis in die Dunkelheit des

Schuppens hinein, wo sie gegen die Wand krachte und schrecklich fluchte. Suko hatte sich die Vampirin vom Hals geschafft. Die männlichen Blutsauger jedoch nicht.

Und sie wuchteten Suko zu Boden.

Das war der Moment, wo ich den Schuppen betrat. Ich sah Suko fallen, hörte das Fluchen der Lady X, sah auch den großen, abgestellten Feuerwehrwagen und mußte mich entscheiden um wen ich mich zuerst kümmern wollte.

Mein Freund hatte mich gesehen. Er lag unter den beiden Körpern. Ich hörte, wie er mit dumpfer Stimme meinen Namen schrie, aber ich kümmerte mich trotzdem nicht um ihn, sondern wollte Pamela Barbara Scott, auch Lady X genannt.

Sie hatte mich ebenfalls entdeckt, denn sie heulte förmlich meinen Namen. »Sinclair, du Hund!«

Damit warnte sie mich auch. Mein gewaltiger Hechtsprung in den Schuppen hinein diente der reinen Selbstverteidigung und ich hatte mir auch schon ein Ziel ausgesucht.

Es war der Wagen.

Wenn mir jemand Deckung geben konnte, dann er.

An Suko, der mit den beiden Vampiren im Clinch lag flog ich vorbei und lag noch in der Luft, als die nächste Salve aus der Maschinenpistole ratterte.

Ich konnte Lady X nicht sehen, wußte deshalb auch nicht, ob sie sich wieder erholt hatte oder auf dem Boden lag jedenfalls zielte sie gut. Dennoch nicht gut genug die Salve orgelte über meinen Kopf hinweg und hämmerte in die Karosserie des Feuerwehrwagens. Ich prallte zu Boden, überschlug mich dabei und kroch weg aus der unmittelbaren Gefahrenzone, denn ich sah dicht vor mir einen der großen Vorderreifen.

Bevor die nächste Salve aufratterte, fand ich hinter ihm Deckung. Diesmal hörte ich die dumpf klatschenden Geräusche, als die

Geschosse Löcher in den Reifen stanzten.

Ich atmete auf.

Für einen winzigen Moment nutzte ich die Feuerpause und peilte um den Reifen herum, damit ich erkennen konnte, wie es meinem Freund Suko erging.

Der Chinese kämpfte gegen die beiden Blutsauger. Es war ihnen nicht gelungen, ihre Zähne in seinen Hals zu stoßen. Suko war ein ungemein beweglicher Fighter. Sogar auf dem Boden, denn da wand und drehte er sich wie ein geschickter Turner. Er schien den beiden Vampiren zwischen den Händen wegzugleiten und konterte selbst. Ein linker Haken schleuderte den ersten zurück. Er krachte auf die Seite und überdrehte sich.

Suko beschäftigte sich mit dem anderen. Ein Kopfstoß traf dessen Kinnspitze.

Der Schädel des Vampirs ruckte in den Nacken. Dabei drehte er noch sein Gesicht zur Seite, so daß ich die verzerrten Züge erkennen konnte. Für den Moment eines Gedankensprungs war die Lage günstig. Ich hob meine Waffe und feuerte den nächsten Bolzen ab.

Gerade in dem Augenblick zuckte der Blutsauger wieder zur Seite. Trotzdem hatte ich Glück. Der Bolzen jagte in seine linke Brustseite und verschwand darin.

Der Schrei des sterbenden Blutsaugers zitterte durch den Bau. Er schlug um sich, letzte, verzweifelte Hiebe, dann entspannten sich seine Gesichtszüge, und er lag still.

Wieder einer weniger.

Hastige Schritte schreckten mich auf. Lady X nahm einen Stellungswechsel vor.

Auch Suko hatte die Schritte vernommen. »Kümmere du dich um sie!« rief er. »Ich erledige das mit dem Vampir!«

Für den Augenblick war Suko abgelenkt. Das nutzte der letzte Blutsauger aus. Er schoß hoch, schleuderte dem Inspektor die Fäuste

entgegen, traf auch, und Suko mußte erst einmal wieder zurückweichen. Sofort hechtete der Blutsauger hinterher.

Suko war noch nicht dazu gekommen, eine seiner Waffen zu ziehen. Nach wie vor setzte er die Fäuste ein. Diesmal jedoch die Handkanten. Er empfing halb im Liegen seinen fürchterlichen Gegner mit zwei brettharten Hieben, die den anderen durchschüttelten. Ein Mensch wäre verloren gewesen, der Vampir nicht. Er fiel zwar zu Boden, raffte sich wieder auf und versuchte, durch die offene Tür ins Freie zu entkommen.

Suko brauchte sich nur zu wenden. In der Drehung zog er seine Beretta. Deutlich hob sich der flüchtende Vampir vor dem grauen Dreieck der Tür ab. »He!« schrie Suko.

Der Blutsauger zuckte zur Seite, schwang herum, zeigte sein verzerrtes Gesicht und auch den größten Teil seines Oberkörpers, so daß Suko überhaupt nicht fehlen konnte.

Diesmal peitschte der Schuß.

Fahlgelb leuchtete die Mündungsflamme, dann wuchtete das geweihte Silbergeschoß in den Körper des Blutsaugers und trieb ihn so weit, daß er durch die offene Tür stolperte, nach draußen gelangte und erst dort zusammenbrach.

Regungslos blieb er liegen.

Noch ein Gegner: Pamela Barbara Scott, die mit allen Wassern gewaschene ehemalige Terroristin.

Suko bemerkte, daß er verdammt ungünstig stand. Auch er brauchte Deckung und jagte mit gewaltigen Sprüngen auf den zweiten abgestellten Anhängerwagen zu. Er konnte sich nicht mehr rechtzeitig fangen und stürzte dagegen so daß er unsanft gestoppt wurde. Das war geschafft!

Ich lag unter dem Löschfahrzeug. Auch nicht mehr am Vorderreifen sondern hatte mich in Richtung Hinterachse bewegt. Dieser Platz unter dem Wagen war nicht unbedingt gut, aber Lady X konnte mich

nicht sehen, darauf kam es mir in erster Linie an.

Neben dem linken Hinterreifen blieb ich liegen. Er war schmutzig und stank. Der Dreck klebte im Profil. Zum Teil war er getrocknet und schon sehr krümelig.

Wo steckte sie?

Ich lugte vorsichtig an dem breiten Reifen vorbei, sah schemenhaft eine Wand, aber keine Spur von Lady X. Mir fiel ein, daß ich viel zu laut atmete, man mußte es hören können Deshalb versuchte ich, den Atem unter Kontrolle zu halten.

Die Stille fiel auf.

Man konnte sie als lauernd bezeichnen Sie war außerdem mit Gefahren angereichert. Ein reiner Nervenkrieg begann.

Einmal vernahm ich ein Geräusch, spannte mich sofort, doch der Laut wiederholte sich nicht. Die Ruhe kehrte zurück.

Ich weiß nicht, wieviel Zeit verging aber eine Minute kann da schon zu einer regelrechten Qual werden.

Die einzelnen Sekunden kamen mir zäh vor. Ich hörte weder etwas von Suko noch von Lady X.

Die Stille blieb gespenstisch.

Schließlich war ich es leid. Vorsichtig drehte ich mich herum, so daß ich unter dem abgestellten Wagen in Richtung Tür schauen konnte. Sie hob sich als gut zu erkennender grauer Eingang ab. Ich sah auch den Bürgermeister am Boden liegen. Die verkrümmte Haltung bewies mir, daß diesem Mann nicht mehr zu helfen war.

Hart mußte ich schlucken. Dieses verdammte, sinnlose Morden der Scott machte mich wütend. Ich bekam einen regelrechten Haß auf diese Bestie, und ich schwor mir, sie nicht entkommen zu lassen. Das Kreuz hatte ich inzwischen hervorgeholt, es baumelte jetzt vor meiner Brust und gab mir ebenfalls Schutz. Nur war es nicht in der Lage, eine Salve aus der MPi zu stoppen.

Dicht hinter dem Ausgang lag noch der Vampir, den Suko mit der

geweihten Silberkugel erledigt hatte. Den anderen Blutsauger konnte ich nicht sehen, dafür aber den Funktionär Meyer, der sich ebenfalls nicht mehr rührte.

Der Tod hatte schlimme Ernte gehalten, denn draußen fand man noch Kovacz.

In diesen Sekunden haßte ich meinen Job wieder. Manchmal überkommen mich einfach diese Gefühle. Nur Leid, nur Tod. Unser Kampf glich dem gegen eine Hydra mit unzähligen Köpfen.

Schritte!

Sie schreckten mich aus meinen Gedanken. Ich wußte nicht, wer da gelaufen war. Vielleicht Suko, vielleicht auch nicht. Nein, es war Lady X.

Und sie wurde plötzlich schnell. Einem Phantom gleich huschte sie auf die offene Tür zu.

Mit dieser Aktion hatte sie mich so sehr überrascht, daß ich nicht mehr dazu kam, abzudrücken. Sie war bereits zu weit weg um einen sicheren Schuß anzubringen.

Ein anderer griff ein.

Suko!

Und er rief das magische Wort…

»Topar!«

Es hallte durch den Stall. Suko hatte mit einer wahren Stentorstimme gerufen, und all die, die sich in Rufweite befanden, erstarrten zu Salzsäulen.

Auch ich!

Die Welt um mich herum blieb zwar dieselbe, dennoch konnte ich keinen Finger mehr rühren. Alles war anders. Die Dinge erstarrten mit mir zusammen zu einer reinen Bewegungslosigkeit.

Nur Suko war in Action.

Und er wollte es endlich hinter sich bringen. Diesmal sollte Lady X nicht entkommen. Durch die Tür war sie bereits gehuscht und befand

sich dicht neben dem am Boden liegenden Vampir, als sie der Ruf erreichte. Lady X blieb stehen, als wäre sie gegen eine unsichtbare gläserne Mauer gerannt. In ihrer halb laufenden, halb springenden Haltung hatte es sie erwischt, ein Bein vorgestreckt, das andere in der Luft hängend. Das gleiche war mit den Armen geschehen, den rechten hatte sie ebenfalls nach vorn gedrückt, und mit der Hand hielt sie die gefährliche Maschinenpistole umklammert.

Fünf Sekunden blieben Suko!

Sie konnten lang werden, aber auch ungemein schnell vergehen. Für den Inspektor vergingen sie zumeist zu schnell.

Der Chinese verwandelte sich in eine menschliche Rakete. Es war kaum zu sehen, wie er praktisch durch das Gebäude flog. Er schien mit seinen Füßen den Boden nicht zu berühren, und es waren tatsächlich erst drei Sekunden vergangen, als er Lady X erreichte.

Fast hätte er nicht rechtzeitig gestoppt, so schnell war er gewesen. Er rutschte auf dem feuchten Boden noch aus, verlor eine wertvolle halbe Sekunde, doch seine Reflexe funktionierten ausgezeichnet. Mit einem wütenden Griff riß er Lady X die Maschinenpistole aus der Hand und schleuderte sie weg als die Zeit um war.

Die Bewegung wurde automatisch fortgeführt. Suko wurde davon ein wenig überrascht. Die Blutsaugerin glitt durch seine Finger, und als der Inspektor nachgreifen wollte, drehte sie sich bereits um. Ihr Tritt kam gedankenschnell.

Es war wie ein Hammer. Damit hatte selbst Suko nicht gerechnet. Vor ihrer Zeit als Vampir hatte Lady X auch zur Mordliga gehört und war aus der Terrorszene zu ihr gestoßen. Dort hatte man sie geschult. Sie war in einschlägigen Lagern gewesen, hatte die großen Kampfausbildungen hinter sich gebracht und war praktisch in allen Sätteln gerecht, wie ein männlicher harter Einzelkämpfer.

Das bekam auch Suko zu spüren. Dem Tritt konnte er nicht mehr ausweichen. Er war wie ein Hammer und traf ihn an der Hüfte.

Dabei hatte er das Gefühl, der Knochen wäre ihm durchgeschlagen worden. Er selbst wankte zurück, sackte ein wenig in die Knie, und es fiel ihm schwer, nach Luft zu schnappen.

Selten hatte ihn eine Attacke so geschafft.

Die ehemalige Terroristin begann gellend zu lachen und wich weiter in das Dunkel zurück.

Das war der Augenblick als ich das Gebäude verließ. Mittlerweile konnte ich mich wieder bewegen, und ich wollte Suko die Arbeit nicht allein überlassen.

Ich sah, wie mein Freund mit den Folgen des Treffers zu kämpfen hatte. Eine ungeheure Wut stieg in mir hoch. Wut auf Lady X, die ich jetzt packen mußte.

Sie rannte nicht weiter. Schon nach wenigen Schritten blieb sie stehen und drehte sich um.

Wir starrten uns an. Ohne MPi war sie jetzt. Dafür hatte sie den Würfel des Unheils.

Es war ihr gelungen, ihn von dem dunklen Gürtel zu lösen Mit beiden Händen hielt sie den Quader fest, den ich so gern gehabt hätte. In dem Quader steckte eine immense Kraft.

Die spielte sie aus.

Ich wollte schießen. Es war mir jetzt egal. Sie mußte die Silberkugel einfach bekommen, da plötzlich bekam ich einen regelrechten Schlag gegen meine Füße, und mein Finger, der sich bereits um den Abzug gekrümmt hatte, konnte nicht mehr gestoppt werden. Der Schuß krachte, die Kugel führ in die Luft, und mir wurden die Beine weggerissen.

Ein rasender, wirbelnder Trichter entstand unter mir. Darin schäumte, heulte und jaulte es. Ich schaute in tiefschwarze Spiralen hinein, die sich rasend schnell drehten, sich gleichzeitig schüttelten, so daß ich nicht freikam.

Auch Suko kämpfte. Denn bei ihm geschah das gleiche. Nur erging

es ihm noch schlechter. Er befand sich in einer halb liegenden Stellung während Lady X vor uns stand und lachte.

Das war ihr Spiel!

»Die Erde wird euch fressen!« brüllte sie und wollte sich ausschütten vor Lachen. »Sie soll euch bis in die tiefste Hölle hineinziehen, aber nicht als Menschen, sondern als Skelette!«

Damit sie ihre Androhung auch wahrmachen konnte, polte sie die Kraft des Würfels einfach um. Er produzierte nun etwas noch Schrecklicheres. Den Todesnebel.

In dicken Wolken quoll es aus den milchig schimmernden Seitenwänden, und er breitete sich augenblicklich in alle Richtungen hin aus. Ich hatte vor dem Nebel keine Angst, mir tat er nichts, denn mein Kreuz entwickelte Gegenkräfte.

Aber da war noch Suko. Ihn konnte niemand vor dem Nebel schützen. Mein Freund befand sich zwar nicht allzu weit von mir entfernt, trotzdem konnte ich ihn nicht erreichen, auch wenn ich den Arm ausstreckte und es versuchte. Der Nebel kam näher. Wir steckten in den verfluchten Trichtern, wurden tiefer und Hefer gezogen, während der Nebel sich ausbreitete und die Gestalt der Lady X bereits so umhüllte, daß sie nur noch schattenhaft zu erkennen war. Suko drehte sich um. Er schaute mich an. Fast hilflos, wie ich es sonst bei ihm nicht kannte. Sein Blick war verzerrt, der Nebel würde ihn als ersten erreichen, und ich war versucht, ihm das Kreuz zuzuwerfen, denn damit konnte er sich retten.

Dann hatte ich keine Chance mehr!

Konnte eine Freundschaft so weit gehen, daß einer für den anderen sein Leben opferte?

Ja, verdammt!

»Paß auf!« brüllte ich Suko zu, während ich gleichzeitig wieder tiefer gezogen wurde. »Nimm das Kreuz!« Ich stieifte mir die Kette schon über den Kopf und hörte Sukos Schreien.

»Nicht, John! Laß es! Du brauchst es doch!«

»Fang auf!« Ich kümmerte mich nicht um seine Worte, sondern schleuderte ihm das Kreuz entgegen.

Suko hob den Arm. In einer Reflexbewegung tat er dies, bekam das Kreuz zwischen seine Finger und hielt es dem Nebel entgegen. Es war tatsächlich im letzten Augenblick, denn der unheimliche Todesnebel, gegen den wir bisher kein Gegenmittel gefunden hatten, berührte ihn fast mit seinen Ausläufern.

Ich schoß Hotz meiner Bewegung. Vielleicht hatte ich Glück!

Die Kugel jaulte an Lady X vorbei. Ein höhnisches Lachen klang mir entgegen, das war alles.

Dafür teilte das Kreuz den Nebel. Es war auch nicht mehr so matt, sondern strahlte auf eine gewisse Art und Weise. Sein Schein umflorte es.

Der Nebel wurde tatsächlich von meinem Freund weggedrückt, schlug einen Bogen und suchte sich ein neues Ziel.

Mich!

In mir vereiste etwas.

Zum erstenmal stand ich dem Todesnebel völlig wehrlos gegenüber. Da nutzte nichts mehr. Ich brauchte das Kreuz auch nicht zu aktivieren. Es vertrieb den Nebel, aber es zerstörte ihn nicht.

Das war so fatal!

Auch Suko sah, in welch einer Klemme er steckte. Und er machte es wie ich zuvor.

Suko schleuderte mir das Kreuz zu. Es bekam ein wenig Drall. Plötzlich hatte ich Angst, es zu verfehlen, dann griff ich aber zu und packte es. Der Nebel teilte sich. Ich spürte die Wärme des Kreuzes, seine Magie riß ein Loch, doch in Bewegung befand ich mich noch immer, und der unheimliche Trichter zog mich gnadenlos in die Tiefe.

»Nichts wird euch mehr gelingen!« kreischte Lady X. »Gar nichts.

Ihr werdet vernichtet, ihr…«

In diesem Augenblick verstummte sie. Ihre Augen weiteten sich entsetzt, das sah ich durch ein Nebelloch, wobei ich nicht erkennen konnte, was sie so in Schrecken versetzt hatte.

Dann packte mich eine gewaltige Kraft. Sie schleuderte mich aus dem Loch heraus, Suko erging es nicht anders. Wir jagten wie Wurfgeschosse durch die Luft, überschlugen uns fast und krachten schließlich hart zu Boden.

Den Aufprall spürte ich verdammt stark Jeder einzelne Knochen schien in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Mein Schrei war echt. Ich wälzte mich zur Seite, bekam freie Sicht auf den Nebel und hörte Sukos Stimme neben mir. »Verdammt, John, das darf doch nicht wahr sein!«

***

Und ob es stimmte.

Ein zweiter Nebel war hinzugekommen. Dunkler als der erste. Und er besaß einen grünlichen Schimmer. Er wirkte ebenfalls wie ein gewaltiges Tuch, das nicht sichtbare Hände vorantrieben und in den Todesnebel hineindrückten.

Grüner Nebel?

So fremd war er mir plötzlich nicht mehr, denn mir fiel ein, wo ich ihn gesehen hatte. Nicht auf der Erde - woanders. Im Reich des Spuks!

Mein Gedankenapparat wurde völlig durcheinandergewirbelt. Wollte der Spuk in den Kampf eingreifen, und kannte er vielleicht das Mittel gegen den Todesnebel, nach dem wir so verzweifelt gesucht hatten. Alles deutete darauf hin.

Der neue Nebel war stark Ich hatte ihn schon im Reich des Spuks erlebt, in den anderen Dimensionen, wo er wallte und quirlte, sich lautlos und geisterhaft bewegte und wo auch diese echsenköpfigen Wärter des Spuks aufpaßten.

Lady X schien mir ebenfalls durcheinander zu sein. Sie hatte uns vergessen, die Magie des Würfels gegen uns aufgehoben, und wir erkannten ihre schattenhafte Gestalt, die sich aufgeregt im Kreise drehte, damit sie in alle Richtungen schauen konnte. Lady X würde verlieren!

Suko stieß mich an. Er war sehr nahe an mich herangerobbt, und als ich den Kopf drehte, sah ich sein grinsendes Gesicht.

»Sie scheint von der Gegenseite Stoff zu kriegen«, flüsterte der Inspektor. »Das ist natürlich mehr als stark«

Ich nickte. Der Nebel des Spuks drang immer weiter in den anderen ein. Er neutralisierte ihn und verdammte ihn damit zur Wirkungslosigkeit. Aber noch etwas geschah.

Plötzlich hörten wir Stimmen. Geisterstimmen…

Sie klangen klagend und unheimlich an unsere Ohren. Aus dem Nichts schienen sie zu kommen, waren wie ein fernes Jammern, aber auch ein schrilles Kichern, das schon einen triumphierenden Klang bekam. Da kämpfte jemand!

Aber wer?

Mir fiel die Lösung ein Ich wußte, daß der Todesnebel nicht aus verdampfendem Wasser oder irgendeiner anderen Flüssigkeit bestand, sondern aus den Geistern irgendwelcher Dämonen und schwarzmagischer Lebewesen.

Wir hatten bisher kein Mittel gegen ihn gefunden, und wenn er über Menschen kam, dann zerstörte er sie, indem er ihnen die Haut allmählich von den Knochen löste und nur Skelette zurückließ. Eine furchtbare Waffe war dieser Nebel. Grausam bis ins letzte hinein. Aber die Nebelwolken aus dem Reich des Spuks schienen den Kampf zu gewinnen.

Die grünen Schwaden rissen dicke Lücken in den Todesnebel. Sie hieben in ihn hinein, und die grauen Wolken zerflatterten, wobei die Schreie immer lauter wurden.

Der Nebel starb!

Lady X wurde zu einer Furie. Ihre Stimme gellte auf. Sie durchschnitt die Stille der Nacht, als sie brüllte: »Verdammt! Was ist hier los?« Wild drehte sie sich um, starrte in den Nebel, denn sie begriff es einfach nicht. Der Nebel des Spuks räumte auf.

Er tötete ab…

Auch wir blieben nicht mehr auf der Stelle liegen. Zwar taten uns die Knochen weh, wir würden auch sicherlich genügend blaue Flecke bekommen, aber wir wollten nicht mehr auf dem Boden liegenbleiben, sondern hautnah mitbekommen, wie es weiterging.

»Wir könnten sie jetzt erledigen«, sagte Suko und deutete auf mein Kreuz.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein!« flüsterte ich.

»Wieso? Willst du Lady X noch einmal entkommen lassen?«

»Das nicht, Alter. Aber hier läuft ein Spiel ab, das wir nicht verstehen. Ich will aber die Lösung…«

»Die präsentiert er dir!« Suko hatte den Arm ausgestreckt. Freie Sicht besaßen wir beide, und wir sahen nun, wo der Todesnebel so gut wie verschwunden war, etwas anderes.

Eine schwarze, nie richtig zu beschreibende Gestalt, weil sie stets ihre Umrisse veränderte und immer wallte, schwankte oder schwamm. Der Spuk!

Suko sprach den Namen aus. »Gütiger Himmel, das ist er. Verdammt, der Spuk!«

Ja, er war es, und wir waren auf einmal für die Vampirbestie uninteressant geworden, denn sie hatte sich so gedreht, daß sie die schwarze Wolke anschauen konnte.

»Du bist der Spuk!« schrie sie. »Verflucht, was willst du hier?«

Die Antwort drang aus der Wolke. »Kannst du dir das nicht denken?«

»Nein, ich…«

»Wir haben lange genug deinem Treiben zugesehen. Erinnere dich an die Konferenz, Lady X. Dort fragten wir dich etwas, aber du wolltest dich nicht auf unsere Seite stellen, sondern dein eigenes Süppchen kochen. Kannst du dich erinnern?«

»Ja.«

»Das freut mich. Auch Dämonen lassen sich nicht so einfach abspeisen. Du weißt selbst, um was es geht. Wir können uns mit dem Kleinkram nicht abgeben, wir müssen stärker zusammenhalten, die Bedrohung aus dem fernen Atlantis wird immer stärker. Dagegen müssen wir uns wappnen. Und zwar alle. Wer dabei nicht für uns ist, der ist gegen uns, wobei du weißt, was wir mit Gegnern anstellen.«

»Wollt ihr mich umbringen?« kreischte die Scott.

»Es geschieht nur in unserem Interesse, damit du die Fronten nicht aufreißt. Deine Existenz ist verwirkt, Lady X. Das solltest du inzwischen wissen!«

»Aber ich gehöre zu euch!« schrie sie und begann zu lachen »Wer will mich denn töten? Ich habe den Würfel, ich werde Sinclair…«

Sie verstummte, weil ihr der Spuk in die Parade fuhr. »Wer dich töten wird, fragst du? Kannst du dir das nicht vorstellen, Lady X?«

»Nein!«

»Dann schau her. Es gibt hier einen, der sehr lange darauf gewartet hat, dich vernichten zu können.«

Die ehemalige Terroristin starrte in die wabernde und unheimliche Schwärze vor sich.

Aus ihr löste sich eine Gestalt.

Zuerst nur in Umrissen zu erkennen. Gewaltig größer als ein Mensch. Lautlos ging sie, schlenkerte mit den Armen, wurde zu einem regelrechten Monstrum, und dann konnten auch wir sie erkennen. Es war Vampiro-del-mar!

***

»Ich glaub', mich knutscht ein Hamster«, flüsterte Suko. »Darf es

denn wahr sein…«

»Und ob das wahr ist«, erwiderte ich leise. »Ein alter Traum wird für Vampiro-del-mar wahr.«

»Sollen wir ihn in Erfüllung gehen lassen?«

Ich hob die Schultern. »Im Endeffekt spielt es keine Rolle, wer Lady X vernichtet. Die Hauptsache ist, daß sie kein Unheil mehr anrichtet.«

»Zurück blieben noch die anderen«, murmelte Suko.

»Das ist das Problem!«

Auch Lady X hatte Vampiro-del-mar gesehen. Sie war vor diesem gewaltigen Vampir, dessen Blutzähne schon mit denen eines Säbelzahntigers zu vergleichen waren, zurückgewichen. Einen Schritt nur, dann blieb sie stehen, und sie beugte ihren Oberkörper vor. »Du willst mich töten?« flüsterte sie und lachte sogar dabei. »Du willst es tatsächlich wagen?«

»Ja, Lady X!«

»Da kann ich doch nur lachen, du hirnloses Monstrum. Du kannst es nicht schaffen, du wirst es nicht schaffen, niemals, Vampiro-del-mar. Niemals, du Untier. Vergiß nicht, wer deine eigentliche Herrin ist. Das bin ich, Pamela Barbara Scott!«

»Du warst es«, sagte der Kaiser der Vampire. »Du warst mal meine Herrin, aber du hast dir die Hölle zum Feind gemacht, denn ich bin nicht allein gekommen, ich habe noch jemanden mitgebracht!«

»Wen denn?«

»Mich!«

Lady X war ebenso überrascht wie wir. Sie hörte die Stimme, brüllte überrascht auf und wirbelte herum. Asmodis starrte sie an.

»Der Teufel!« flüsterte Suko. »Jetzt geht es wirklich rund…«

Ich spürte, daß etwas mit meinem Kreuz geschah. Es erwärmte sich und schien sich aufzublähen. Allmählich sammelte es seine Kräfte, als würde es eine Ahnung davon bekommen, daß es bald Arbeit gab.

Der Teufel hatte an uns kein Interesse. Er gönnte uns nicht einmal einen Blick, sondern war voll und ganz auf Lady X fixiert. Denn sie haßte er ebenso.

Und er war in einer seltsamen Gestalt erschienen. Umgeben von einem Flammenkranz, der ihn nicht vernichtete, sondern erleuchtete, stand er da, schaute auf Lady X und begann zu lachen.

»Du hast mich damals ausgelacht!« hielt er ihr entgegen. »Und ich werde mich dafür rächen!«

»Höllenfürst, ich vernichte dich!« kreischte Lady X Sie hatte ihre Hände um den Würfel des Unheils gelegt, streckte ihre Arme aus, das Gesicht verzerrte sich auf unbeschreibliche Art und Weise, die Augen schienen zu sprühen, und mein Blick wurde von den Gestalten der Finsternis abgelenkt, wobei er sich auf den Würfel konzentrierte. Ihn wollte ich haben!

Lady X war mir gleichgültig. Wenn ich den Würfel in die Finger bekam, war einiges gewonnen, wenn auch nicht alles. Noch hatte ihn die Blutsaugerin, aber er enttäuschte sie.

So sehr sie sich auch bemühte, der Würfel reagierte nicht auf ihre gedanklichen Befehle.

Eine starke Gegenmagie stoppte ihn.

Und der Teufel lachte. Es war ein Höllengelächter, das durch die Nacht schwang. Der Satan, unterstützt durch den Spuk, fühlte sich in seinem Element.

»Du kommst hier nicht weg. Wir sind stärker als du. Willst du es sehen?«

Kaum hatte er das letzte Wort gesprochen, als er innerhalb der Flammen seine Arme bewegte, sie zu Kreisen drehte und plötzlich etwas hervorschießen ließ.

Glühende Bänder!

Feurige Lassos wischten herbei. Es waren Flammenzungen, die sich drehten und kreisten. Sie fanden mit einer Sicherheit ihr Ziel, die

schon phänomenal war.

Lady X wollte noch weg.

Gebannt beobachteten wir ihre Reaktionen. Wir bekamen mit, wie sie tauchte, entschwinden wollte, den Körper dabei drehte und dennoch eingefangen wurde.

Das erste Lasso streifte ihre Schulter, bevor sich die glühende Schnur hochdrehte, über ihrem Kopf kreiste und dann nach unten fiel. Der Satan zog zu.

Plötzlich legte sich die Schlinge fest um den Hals der Scott. Es gab einen Ruck Sie konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten, obwohl sie versuchte, diesen Stoß auszugleichen.

Sie schaffte es nicht.

Die Beine wurden ihr unter dem Körper weggezogen In der Luft befand sie sich für einen Moment, streckte die Arme aus, und uns kam die Szene vor wie in einem Zeitlupenfilm.

Ihr Körper hatte noch nicht den Boden berührt, als die zweite Schlinge geschleudert wurde.

Diesmal drehte sie sich um den rechten Arm. Als Lady X zu Boden prallte, zog der Satan am Ende der Schlinge und schleuderte ihren rechten Arm hoch, bevor er dafür sorgte, daß er wieder mit einem heftigen Ruck zu Boden gedrückt wurde.

Da lag sie nun, und sie mußte mit ansehen, wie die nächsten feurigen Schlingen durch die Luft wirbelten, ihren linken Arm umschnürten und auch die Beine.

Lady X hing in den Fesseln des Satans!

Wehrlos!

Das hatten wir noch nicht erlebt. Und wir hörten das grollende Lachen des Vampiro-del-mar.

Wie der Spuk hatte er zugeschaut, stand nicht weit von der ehemaligen Terroristin entfernt, und seine häßliche Gestalt wurde vom Widerschein der Fesseln umlodert.

Sein Sieg!

Vor seinen Füßen lag sie. Sie konnte sich nicht rühren. Die Fesseln saßen zu stramm. Ihr Körper bildete dabei ein großes X. So wurde sie selbst in dieser Lage ihrem Spitznamen gerecht.

»Sie gehört dir, Vampiro-del-mar!« grollte es aus der schwarzen Wolke hervor. »Zerreiß sie!«

Auf diesen Befehl hatte der Vampir nur gewartet. Er nickte und setzte sich in Bewegung. Nur zwei Schritte brauchte er zu gehen, um das Ziel seiner Wünsche zu erreichen.

Den schweren Oberkörper hatte er vorgebeugt. Die Arme hingen nach unten, sie pendelten, wobei die Hände zu Krallen geformt waren. Das Gesicht konnte man als solches kaum bezeichnen. Es war eine widerliche, abstoßende Fratze, häßlich, grausam, gemein… Und so ging er weiter.

»Bist du verrückt?!« brüllte ihm Lady X entgegen. »Du kannst doch nicht mich…«

Vampiro-del-mar lachte grollend. »Und wie ich das kann!« schrie er. »Und wie…«

Ich hatte das Gefühl, daß er sehr auf den Würfel fixiert war. Das wollte ich auf jeden Fall vermeiden. Er sollte ihn nicht bekommen. Nur lauerten da noch andere Gegner.

Erst einmal der mächtige in einer schwarzen Wolke schwebende Spuk, dann auch der flammenumkränzte Asmodis, so daß wir uns, wenn wir angriffen, die Arbeit teilen mußten.

Dies wußte Suko ebenfalls, und er nickte zum Zeichen seines Einverständnisses. Vampiro-del-mar beugte sich noch weiter herunter. Seine gewaltigen Pranken näherten sich bereits dem Körper der Vampirin, die in ihren Fesseln zuckte, sich drehte, schrie, tobte und dennoch keinen Erfolg erzielte. Die anderen hatten die besseren Karten. Keiner rechnete mehr mit einer Überraschung. Weder die Schwarzblütler noch wir.

Doch sie gelang.
Und sie schlug voll ein!

***

Der Haß fraß ihn fast auf!

Marek dachte daran, daß es Lady X gewesen war, die seine Frau auf dem Gewissen hatte, und er dachte auch immer wieder an den Schwur, den er an Maries Grab geleistet hatte.

Er mußte ihn erfüllen!

Marek kannte die Gegend um Petrila. Er wußte genau, wie man unbemerkt an einen bestimmten Ort herankam, und er machte es wie ein geschulter Soldat.

Zuerst war er gelaufen, dann hatte er die Flammen gesehen und robbte nun, jede Deckung ausnutzend, auf den Schauplatz des Geschehens zu. Verzerrt war sein Gesicht, die Augen leuchteten in einer wilden Entschlossenheit. Noch nie war er seiner Rache so nahe gewesen, wie in diesen Augenblicken. Für seine Umgebung hatte er keinen Blick er war nur auf die Gestalten fixiert, die sich vor ihm abhoben. Grausam waren sie.

Da sah er den Spuk, er entdeckte Lady X, er sah auch den Teufel, doch ihn interessierte nur die gefesselte Vampirin.

Und er ließ sich auch nicht von der gewaltigen Gestalt mit den unheimlichen Zähnen erschrecken, die langsam auf Lady X zukam. Schaffte er es?

Seine Hände umklammerten den Pflock Noch nie im Leben war er für ihn so wichtig gewesen. Keuchend floß sein Atem über die Lippen, das Herz schlug schneller, er hatte Kopfschmerzen, doch der Gedanke an seine Rache verdrängte sie.

Marie sollte nicht umsonst gestorben sein!

Und Marek kam näher. Er näherte sich Meter für Meter dem unheimlichen Schauplatz. Er hörte auch den Befehl des Spuks und wußte, daß es nun Zeit für ihn wurde.

Die Dunkelheit schützte ihn noch. Er brauchte nicht mehr so flach über den Boden zu kriechen, gelangte durch den Druck seiner Hände in eine gebückte Haltung holte noch einmal tief Luft und stürmte dann vor…

***

Wir hörten den irren Schrei!

Er zitterte uns entgegen, war voller Haß und Wut ausgestoßen worden. Und im nächsten Augenblick sahen wir die Gestalt des alten Marek. Wie ein Geist tauchte der Pfähler auf. Nichts hielt ihn mehr, keiner griff ihn an, alle waren wir zu überrascht.

Marek hatte freie Bahn!

Er kümmerte sich nicht um das Monstrum Vampiro-del-mar, schleuderte es sogar zur Seite und warf sich vom Kopfende der Lady X nach unten, wobei er seinen Eichenpfahl fest umklammert hielt und ihn mit einer unheimlichen Wucht nach unten rammte.

Zwei Schreie vermischten sich und wurden zu einem. Den ersten hatte Marek ausgestoßen, den zweiten Lady X In dieser einen Sekunde ahnte sie, daß sie ihr schwarzmagisches Leben verwirkt hatte. Sie sah den Pfahl, und der Schrei war das letzte, was sie noch von sich geben konnte.

Marek traf genau. Man nannte ihn nicht umsonst den Pfähler. Er kannte das Geschäft und wußte genau, wohin er zu zielen hatte. Mit einer kaum zu beschreibenden Wucht drang der Pfahl in den Körper des weiblichen Vampirs und nagelte ihn regelrecht am Boden fest. Lady X hatte ungeheuer viel Leid über die Menschheit gebracht, jetzt bekam sie ihre Strafe.

Ein dunkler Strom schoß aus ihrem Körper, überspülte Marek, aber er blieb auf ihr liegen. Seine folgenden Worte dröhnten uns wie unheimliche Trompetenklänge in den Ohren.

»Für meine Frau, du verfluchte, blutgierige Bestie! Für meine Frau Marie…!« Das letzte Wort war kaum noch zu verstehen, weil es in

einem Weinen erstickte.

Dann fiel er über den Körper der Lady X!

Vampiro-del-mar aber sah sich um seine Beute betrogen. Er schien plötzlich zu wachsen, und im nächsten Augenblick stürzte er auf Lady X und Marek zu.

Das war der Zeitpunkt, wo Suko und ich eingriffen…

***

Ich hatte nicht mehr länger zögern dürfen. Marek war zwar der Pfähler, aber gegen die Kräfte der anderen, sehr mächtigen Schwarzblütler kam er nicht an. Die vernichteten ihn!

Und an erster Stelle Vampiro-del-mar, den ich mir aufs Korn genommen hatte.

Suko kümmerte sich um Asmodis. Mit Todesverachtung hetzte er auf den Teufel zu, dabei hatte er seine Dämonenpeitsche gezogen, einen Kreis über den Boden geschlagen und die drei Riemen ausgefahren. Und ich hatte das Kreuz!

Vampiro-del-mar hielt bereits den Würfel des Unheils in der Hand. Er hatte ihn mit einem wilden Ruck vom Gürtel der Lady X gelöst, ich sah ihn in seiner Hand, bemerkte auch die gewaltige Wolke, die auf mich zuwallte und aktivierte mein Kreuz.

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

So schrie ich ihm die Formel entgegen, die er hörte und in der Bewegung erstarrte.

Er hob seinen Kopf.

Ich sah das unheimliche Gesicht deutlich vor mir. Diese verzerrte, widerliche Fratze, das kalte Leuchten in seinen Augen, und plötzlich bekam seine Gestalt einen grünen Schimmer.

Mein Kreuz schien zu einem giftgrünen, detonierenden Stern zu werden, das all seine Energien auf einen Punkt konzentrierte. Vampiro-del-mar!

Nie werde ich den Schrei vergessen, den er ausstieß. Es hob ihn

hoch, seine Gestalt löste sich vom Boden, für die Zeitdauer eines Atemzuges hörte ich ein schreckliches Heulen und Pfeifen, wobei der Himmel vor mir aufgerissen zu werden schien, ein Trichter in der Schwärze des Spuk entstand und Vampiro-del-mar, der blitzschnell schrumpfte, zu sich holte. Aber auch den Würfel des Unheils!

Wissenschaftler haben mal von den schwarzen Löchern geschrieben. Ein schwarzes Loch oder einen schwarzen Trichter sah ich vor mir, denn er hatte Vampiro-del-mar verschlungen.

Plötzlich war er weg.

Das Pfeifen verstummte, den Spuk sah ich ebenfalls nicht mehr, sondern nur noch die normale Dunkelheit. Und vor meinen Füßen lag Lady X. Auf ihr Marek der Pfähler, der mit der rechten Hand den Eichenpflock umklammert hielt und dessen hellweißes Haar wie ein Vorhang seinen Kopf bedeckte. Ich drehte mich zu Suko um.

Er stand mit der schlagbereiten Dämonenpeitsche da. Sein Gesicht war maskenhaft starr, von einer Gänsehaut wurde es bedeckt, und er hob die Schultern.

»Ich konnte mit der Peitsche die magischen Fesseln zerstören«, erklärte er mit leiser Stimme. »Doch der Teufel ist verschwunden.«

»Wie auch der Spuk«

»Und der Würfel«, sagte Suko.

Ich gab darauf keine Antwort. So dicht hatten wir vor unserem Ziel gestanden, jetzt war es vorbei.

Wer hatte den Würfel jetzt? Und es stellte sich die Frage, ob ihn der Spuk besaß oder Vampiro-del-mar? Wenn ihn der Spuk hatte, bekamen wir ihn nie.

Ich holte tief Luft, bevor ich mich zu Frantisek Marek hinabbeugte und ihn anstieß.

Er bemerkte die Berührung nicht, sondern blieb in seiner Haltung hocken. So blieb mir nichts anderes übrig als ihn unter die Achseln

zu fassen und hochzuziehen.

Auf den Beinen konnte er sich kaum halten. Sein Gesicht war bleich und von einem leichten Schweißfilm bedeckt. Er bewegte die Lippen. Suko und ich vernahmen seine geflüsterten Worte.

»Ich habe Marie gerächt, so wie ich es an ihrem Grabe versprach. Ich habe sie gerächt…«

»Ja, das hast du«, sagte ich und fügte in Gedanken hinzu: Und auch Lady X vernichtet.

Sie existierte tatsächlich nicht mehr. Ein schauriges Bild bot sie. Der Pfahl steckte in ihrer Brust. Arme und Beine hatte sie ausgebreitet. Wie immer trug sie die schwarze Kleidung auf der sich das dunkle Blut verteilt hatte Und auch in das Gesicht gespritzt war, dessen Haut seltsam aufgedunsen wirkte und gelblich schimmerte. Sie hatte einen Schrecken ohne Ende verbreiten wollen. Für sie war es ein Ende mit Schrecken geworden.

Schlimm…

Aber auch gut, denn die Mordliga war nun ohne Führung. Es sei denn, Vampiro-del-mar oder Xorron würden sich zusammentun. Suko bückte sich. Er hob einen Arm hoch, zeigte mir die Hand und schabte mit der Daumenspitze über einen Fingernagel. Er löste sich auf, wie auch ein Teil der Fingerkuppe, die zu einer geleeartigen Masse wurde. »Laß es!« sagte ich und schüttelte mich vor so viel Ekel…

***

Wieder mußten wir an einer Beerdigung teilnehmen. Diesmal war es der Bürgermeister, den wir der feuchten Erde übergaben. Die Vampire waren vorher schon verscharrt worden. Auch Lady X, deren Körper immer stärker zerfiel, aber nicht zu Staub wurde. Dafür war sie noch nicht lange genug Vampir gewesen.

Die Menschen in Petrila hatten uns geholfen und Kreuze auf die Körper der verendeten Blutsauger gelegt, bevor man sie in die Särge

bettete. Der Bürgermeister bekam ein Grab am Ende des Friedhofs. Marek hielt eine Rede. Es war ein trüber Vormittag als wir am Hang standen und der Frühlingswind unsere Haare aufblähte.

Die Worte von Tod und Vergänglichkeit hörte ich kaum. Meine Gedanken beschäftigten sich bereits mit der Zukunft. Lady X hatte von Schwarzblütlern getötet werden sollen. Ich wußte den genauen Grund nicht und konnte nur raten.

Die Dämonenwelt schien sich gespalten zu haben. Auf der einen Seite standen die Verbündeten des Teufels, auf der anderen die mächtigen Geister aus der Urzeit der Erde.

Würden sie sich beide bekämpfen? Erste Anzeichen deuteten darauf hin, wobei ich die Befürchtung hatte, zwischen die Mühlsteine dieser beiden Gruppen zu geraten und zermalmt zu werden.

Es gab keinen Gund, optimistisch in die Zukunft zu schauen…

***ENDE***

[1]Siehe John Sinclair Nr. 245 »Verdammt und begraben«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 245 »Verdammt und begraben«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 32 »Der Turm der 1000 Schrecken«, und folgende